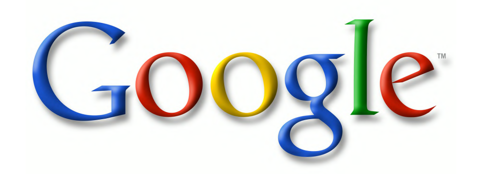
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Princeton University Library
32101 059988954
In England kriegsgefangen!
Von
Bruno Schmidt-Reder
Major a. D.
Digitized by Google

94
23

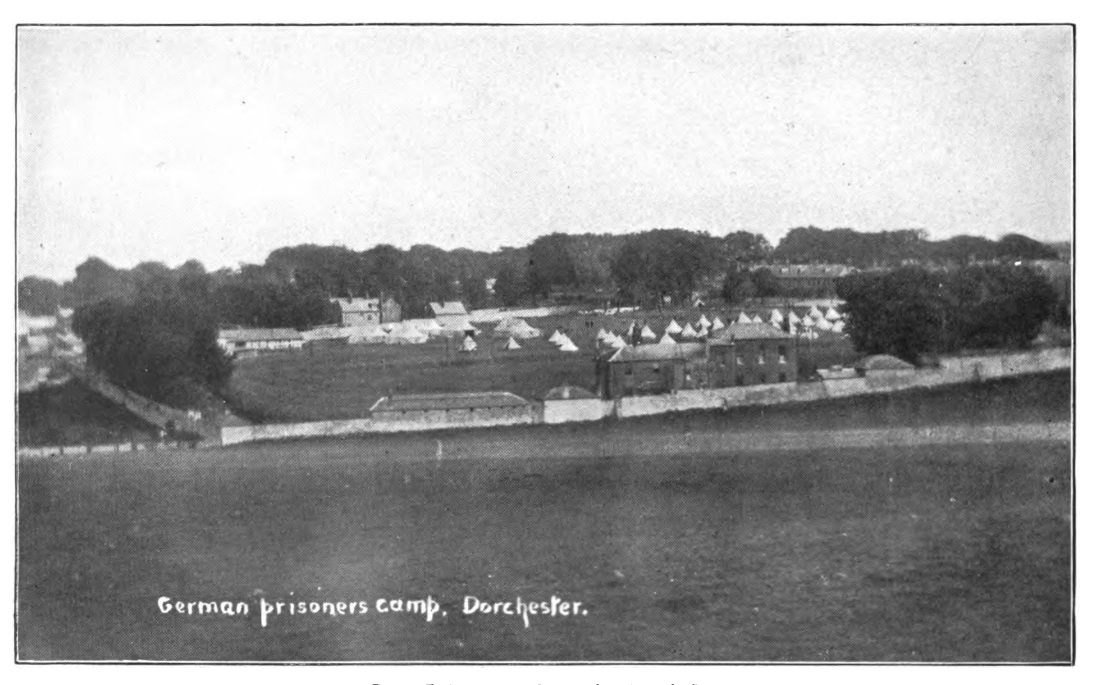
Library of



Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google



Das Gefangenenlager in Dorchester.

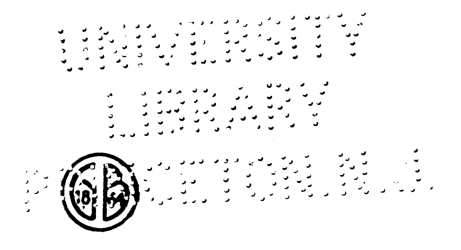
Digitized by Google

In England kriegsgefangen!

Meine Erlebnisse in dem Gefangenenlager Dorchester.

Von

Bruno Schmidt-Reder
Major a. D.

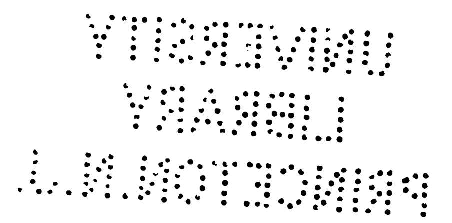


1915
Verlag von Georg Bath, Berlin SW 11
Bernburger Straße 24/25.

Digitized by Google

Copyright 1915 by Georg Bath in Berlin.

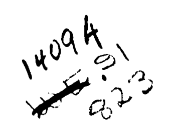
Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts vorbehalten.



Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber), Potsdam.

Digitized by Google

Meiner Frau zugeeignet!



JUN 21 1915 335680

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

> Aufrichtig zu sein, kann ich versprechen,
> Unparteiisch zu sein, aber nicht.
> Goethe.

Das Buch verdankt sein Entstehen den Anregungen meiner Freunde.

Die Tageszeitungen haben schon eine Anzahl Schilderungen des englischen Gefangenenlagers in Dorchester gebracht. Sie sind zum Teil unparteiisch und sachlich geschrieben, bemühen sich, Licht und Schatten richtig zu verteilen und geben ein ziemlich zutreffendes Bild über gewisse Verhältnisse im Lager. Zum anderen Teil malen sie aber schwarz in schwarz und gestatten auch nicht dem kleinsten Licht Zutritt.

Es ist daher kein Wunder, daß bei den Lesern recht geteilte Ansichten über die Zustände in derartigen Konzentrationslagern herrschen, je nachdem eben der eine oder der andere Aufsatz die Quelle ihres Urteils gewesen ist.

Ich will hier Dorchester so schildern, wie ich es kenne und meinen Freunden erzählt habe.

Der Inhalt ist daher nicht streng gegliedert. Seine einzelnen Teile fügen sich so aneinander, wie sie die Erinnerung herausgezogen hat. Er verweilt bei bemerkenswerten Erscheinungen liebevoll und scheut sich

Digitized by Google

nicht, mit einem Sprunge in ein ganz anderes Gebiet abzuschweifen. So wird sich der Leser wie ein Spaziergänger vorkommen, der ohne bestimmtes Ziel auf der Hauptstraße einer fremden Stadt herumbummelt, sich nun von irgend etwas Interessantem von seinem Wege abbringen läßt und in eine Nebenstraße gezogen wird, dann aber wieder zu der Ausgangsstraße zurückkehrt.

Mein Wunsch beim Schreiben dieses Buches war es, zu unterhalten und „ridendo dicere verum".

Wenn mir das gelungen ist und der Leser dabei ein einigermaßen zutreffendes Bild von dem Gefangenenlager Dorchester erhält, dann ist der Zweck dieses Buches erfüllt.

Freiburg-Littenweiler (Bsg.)
im Februar 1915.

Der Verfasser.

Digitized by Google

> Keiner spare Kraft und Blut,
> Ewige Feindschaft dieser Brut.
> Faust II.

Mit dem „Imperator" fuhr ich am 8. Juli 1914 von Hamburg nach Neuyork. Mit der „Vaterland" wollte ich im September in das Vaterland zurückkehren. Aber es kam ganz anders. Wohl keiner der deutschen Passagiere des holländisch-amerikanischen Dampfers „Potsdam", der unter den brausenden Hochrufen der deutschen Kolonie von Neuyork und der Besatzungen der bei Hoboken in unfreiwilliger Rast ruhenden Hapag- und Lloydschiffe am Abend des 15. August Hoboken und den Hafen von Neuyork verließ, hätte es sich wohl damals träumen lassen, daß die Nornen ihm eine ganz andere Bestimmung zugewiesen hätten, als er sie wünschte.

Die Nachricht von der Kriegserklärung überraschte mich in Panamá, wo ich gerade mit meinem Reisegenossen die Anstalten zu einer kleinen Spritzfahrt nach dem Goldland der Inkas, nach Darien, traf.

Das deutsche Element war in Panamá im Deutschen Klub zusammengeschmiedet. Man hatte dort mit einfachen Mitteln ein Stück deutscher Heimat hergestellt. Wer allerdings etwa glaubte, in dem Klubhaus eine gute Restauration und bequeme Klubsessel anzutreffen, der irrte sich; der Klub hatte bei den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, nur ein paar Zimmer einigermaßen herrichten können. Von Luxus war keine

Rede. Aber was man dort vorfand, das war auch ungleich wertvoller als der Krimskrams, den schließlich jedes leidliche Hotel aufweist. Man fand dort famose Leute, in denen deutsche Sitte und deutsche Art gepflegt wurde; gastfreie und frohe Menschen, die sich weit von der Heimat ein bescheidenes, aber echt deutsches Heim gegründet haben, in denen auch das deutsche Lied eine bleibende Stätte gefunden hat.

In diesen kritischen Zeiten fand sich in diesem Klub alles abends bei einem Glase Patzenhofer zusammen. Man harrte hier der Nachrichten, die der deutsche Konsul, ein liebenswürdiger alter Herr, aus seiner „Office" bringen würde.

Als am 1. August die Nachricht von der deutschen Kriegserklärung eintraf, da war es mit der Kneipstimmung vorbei. K. setzte sich an das Klavier, und nun schallten das herrliche „Deutschland, Deutschland über alles" und andere vaterländische Lieder in die stille Nacht hinaus. Ein Teil von dem großen Pulsschlag der Begeisterung, der Deutschland durchbebte, wallte auch hier in dem kleinen Winkel von Zentralamerika auf.

Auch uns durchglühte der Wille der deutschen Volksseele: Wir müssen und wir werden auch gegen eine Welt von Feinden siegen. „Der König rief, und alle, alle kamen!" So war es 1813, und so war und sollte es auch 1914 sein. Nur eine Frage beherrschte den einzelnen: Wie komme ich am schnellsten nach Deutschland, um mich dem Vaterland zur Verfügung zu stellen? Zunächst nach Neuyork und dann weiter, das war die naturgemäß gegebene Lösung.

Digitized by Google

Ein Teil der panamenischen Bevölkerung wollte auch auf ihre Weise ihre Anteilnahme an dem wichtigen weltgeschichtlichen Augenblick zum Ausdruck bringen. Irgendwo rottete sich ein Volkshaufen, zumeist aus Martiniquenegern bestehend, zusammen, um nach dem Deutschen Klub zu ziehen und gegen Deutschland zu „demonstrieren". Aber er hatte die Rechnung ohne den unparteiischen Präsidenten der Republik Panamá gemacht, der das Gesindel durch die Polizei schon auf dem Wege nach dem Klubhause zerstreuen ließ, sodaß wir erst hinterher von der uns zugedachten „Ovation" erfuhren.

In Panamá merkte man überhaupt wenig von Erregung. Den Panamenen konnte es ja auch Hekuba sein, wenn sich die europäischen Völker gegenseitig zerfleischten.

Zudem waren auch mit dem Augenblick der Kriegserklärung alle Kabelverbindungen mit Europa unterbunden. Nur aus Neuyork kamen die Neuigkeiten, und die Neuyorker Presse nahm damals erst einen Anlauf zu den Lügen, in denen sie — wenigstens soweit es sich um die von England und Frankreich beeinflußte Presse handelte — nachher eine Meisterschaft ohnegleichen zeigte.

Da unser Dampfer erst am 5. August von Colon abfuhr, so blieben wir zunächst noch in Panamá, das immerhin noch mehr des Interessanten bietet als die gegenpolige Stadt am atlantischen Ozean.

Auf diese Weise bekamen wir auch eins der sonntäglichen Stiergefechte zu sehen, die sich dadurch von denen anderen Orts angenehm unterscheiden, daß wenigstens keine unglücklichen Mähren dabei geopfert werden und der Anblick auf der Erde schleifender Pferde-

Digitized by Google

gedärme dem Zuschauer erspart bleibt. Dann aber zeigten die Stiere auch nicht im entferntesten die Wildheit, die das Kampfunternehmen für die Matadore zu einem besonders gefährlichen gestempelt hätte. Es waren ausschließlich junge Tiere, die alle von einem unwiderstehlichen Hang beseelt waren, zu dem Frieden ihres Stalles zurückzukehren, den sie nur widerwillig verlassen hatten.

Auch eine Matadora zeigte sich.

Ihr erging es übel. Sie wurde von einem Stier, der anscheinend Weiberfeind war, auf die Hörner genommen, als sie die Schutzwand zu spät erreichte. Gut, daß sie eine solche Polsterung an einem gewissen Teil ihrer Kleidung trug, wie sie sich nur in gleicher Vollendung jeder lernfaule Schuljunge anblicks der die Faulheit rächenden und den Bakel schwingenden Nemesis wünschen könnte. Als die Dame schon zwischen Himmel und Erde schwebte und reichliche Gelegenheit zu Gleichgewichtsstudien auf dem Horn des Widersachers hatte, wurde der Grimme durch das energische Tuchschwenken eines galanten Ritters der Quadrille bewogen, von seinem Opfer abzulassen. Das bedeckte mit der Hand die Kleiderblöße und verschwand zunächst von der Bildfläche.

Im allgemeinen war das Stiergefecht nur eine scheußliche Metzelei, von der man besser ferngeblieben wäre.

Immerhin aber hatte der Greuel wenigstens eine humoristische Schlußnote.

Der letzte Stier wurde dem „Volk“ freigegeben.

Auf diese Ankündigung hin schwang sich das Negervolk der unteren Reihen über die hölzerne Brüstung und

Digitized by Google

suchte nun mit Mänteln, Schalen, Regenschirmen und Stöcken das Gebahren der echten Stierkämpfer nachzuahmen. Auch dem Stier schien dies Volk in seinen Studien Spaß zu bereiten. Bereitwilligst ging er auf alle Scherze ein, und dadurch, daß er ab und zu auch einen der schwarzen Gesellen etwas ernster vornahm und ihn zu reizenden Galoppsprüngen ermunterte, bereitete er auch den Logenbesuchern ein ganz besonderes Vergnügen.

Aber Rindslendenstücke esse ich in Panamá nicht mehr!

Leider gestattete es unsere Zeiteinteilung nicht, der Einladung des Obersten Goethals, mit dem Railroad Steamship durch den Kanal zu fahren, die uns Dr. L. freundlicherweise verschafft hatte, zu folgen. Zweifellos wäre diese Fahrt durch den Kanal ein hoher Genuß gewesen.

Aber in unseren Gemütern herrschte nur der Krieg!

Als wir am 4. August abends von Panamá mit der Bahn abfuhren, war die deutsche Kolonie vollzählig auf dem Bahnhof versammelt; ja, ein Teil von ihr ließ es sich nicht nehmen, uns nach Colon zu begleiten.

Die Abendfahrt längs des Kanals war herrlich. Der Mond zeigte freundlich sein rundes Gesicht und spiegelte sich verliebt in den breiten Wasserflächen des angestauten Gatunsees, aus dem gespensterhaft die Palmen und andere Exoten herausragten. Die vielen buntfarbigen Bahnlichter und die Leuchtfeuer riefen den

Eindruck einer Illumination hervor, und über uns baute sich der schon sattsam von den Dichtern aller Völker besungene Tropenhimmel auf. Dazu kam das Schweigen der Natur, in das man sich fern von der Heimat so gern versenkt.

Wir saßen gedankenvoll auf der Plattform des letzten Wagens. Aber die Gedanken aller hatten dieselbe Richtung: Wie wird es jetzt in Deutschland aussehen?

In Colon ging es in das einzige menschenwürdige Hotel des Ortes, ein Gegenstück zu dem Tivolihotel in Panamá, in das Washingtonhotel. Beide sind von der amerikanischen Regierung in weiser Erkenntnis der Kulturbedürfnisse des zivilisierten Menschen gebaut worden. Beide haben auch die gleiche Tendenz der Alkohollosigkeit. Wer hätte damals schon geahnt, daß der kurze „alkoholfreie" Aufenthalt hier das würdige Vorspiel zu dem langen alkohollosen Dasein in Dorchester sein würde?

Am Morgen des 5. August wuchs unsere Erkenntnis, denn es wurde amtlich bekanntgegeben, daß England an Deutschland den Krieg erklärt habe.

Die Möglichkeit, auf der Fahrt von Colon nach Neuyork in Kingston (Jamaika) von den Engländern festgehalten zu werden, zeigte uns ihr grinsendes Gesicht.

Trotzdem beschlossen wir Neuyorkgänger — wir waren unserer sieben, die die erste Staffel bildeten —, den nächsten Dampfer der United Fruit Company, die Calamaris, zu benutzen.

Sie ist ein amerikanisches Schiff, muß aber nach den gesetzlichen Bestimmungen der Vereinigten Staaten

Digitized by Google

unter englischer Flagge fahren, weil das Schiff in England gebaut worden ist.

Die Aussichten, in Kingston abgesetzt zu werden, wurden dadurch vermehrt, aber glücklicherweise hatte der Kapitän den Ehrgeiz, die ihm anvertrauten Passagiere ebenso vollzählig wie seine 80000 Bündel Bananen, die er als Fracht aufgenommen hatte, in Neuyork abzuliefern. Er hatte zudem begründete Angst, von den im Karibischen Meer herumspukenden deutschen Kreuzern abgefangen zu werden. Wir hielten infolgedessen nicht den normalen Kurs, sondern schlichen an den Küsten verschiedener Inseln, wie Jamaika und Haiti, entlang, wahrscheinlich, weil das Meer dort vor den deutschen Kaperern sicherer war. Auch andere Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen. So mußten abends um 10 Uhr rettungslos alle Lichter gelöscht werden, was den Nachteil hatte, daß verschiedene Skatpartien und Trinkgelage ein frühzeitiges Ende erhielten.

Nachrichten über die Ereignisse in Europa erhielten wir zunächst überhaupt nicht, obgleich wir bald in ständiger Verbindung mit der drahtlosen Station in Long Island standen. Erst am 9. August kam die erste faustdicke Lüge: daß die Deutschen vor Lüttich zurückgedrängt seien und zur Beerdigung von 25000 Gefallenen einen 24stündigen Waffenstillstand verlangt hätten. Aber die Neuyorker Lügenschmiede müssen damals noch ein zarteres Gewissen als später gehabt haben, denn am nächsten Tage wurde die Nachricht widerrufen.

Vielleicht war man sich auch in Neuyork noch nicht ganz handelseinig geworden.

Digitized by Google

Am 11. August morgens begrüßten wir die Freiheitsstatue und fuhren in den von den Wolkenkratzern verunzierten Hafen von Neuyork ein.

Es gibt sonderbare Schwärmer, die Neuyork schön finden.

Seine Reize müssen intimerer Natur sein, denn ich habe mich vergeblich bemüht, irgendeine Linie zu finden, die auch nur dem gröbsten ästhetischen Empfinden angenehm sein könnte.

Dieses hastige, nervöse, ja rücksichtslose Gewimmel in den schmutzigen, nur auf das „business" zugerichteten Straßen mit ihren hohen Häusern, die Licht und Luft rauben und auch des kleinsten Reizes in architektonischem Sinne entbehren, ist nichts weniger denn schön.

Alles scheint auf Erwerb, auf die Jagd nach dem Dollar eingestellt, alles protzenhaft und ein trefflicher Ausdruck des Größenwahns, der das Land von oben nach unten und von unten nach oben beherrscht. So stellt sich das Bild der Riesenstadt schon in den ersten Tagen für den nichtamerikanischen Beschauer ein.

Mag sein, daß, wenn man sich liebevoll in diese Widerwärtigkeiten vertieft, man hier und da etwas findet, was angenehmerer Betrachtung wert ist.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß dieser eigenartige Wahn: nur etwas schön zu finden, wenn es irgendwie eine Beziehung zu den Vereinigten Staaten besitzt, auch den Deutschen erfaßt, wenn er sich hier ansiedelt. Ich war mit Herren monatelang zusammen, die aus der großen Schweinemetzgerei Chikago „the biggest village of the world", wie sie ein satirisch

veranlagter Amerikakenner nannte, kamen und sich dort in jahrelangem Aufenthalt gründlich „amerikanisiert“ hatten. Das alte Stammland galt nichts mehr, Chikago hatte alles am besten: die besten Schulen (wer lacht da!), die beste Universität, das beste Theater, die besten Konzerte, die größten Hallunken und die abgefeimtesten Gauner.

Es war gleichgültig, ob sich der Superlativ auf Gutes oder Böses bezog, nur mußte es der Superlativ sein.

Und wenn der Amerikabazillus schon gut gefestigte deutsche Naturen in einem solchen Maße ergreifen kann, braucht man sich da noch zu wundern, wenn schwächere ihm schnell unterliegen?

Aber in einem überragt der Amerikaner wohl zweifellos alle anderen Völker, in seiner Eigenschaft als Geschäftsmann. Da ist er großzügig und weit weg von kleinlichen Erwägungen. Er weiß auch die Arbeit in hohem Maße einzuschätzen. Es wird keiner in den Vereinigten Staaten verhungern, der zu arbeiten versteht und sich vor keiner Arbeit scheut. Für die Richtigkeit dieser Ansicht gab es unter den Kriegsgefangenen in Dorchester recht klassische Zeugen!

Doch nach dieser Abschweifung wieder zurück zu uns sieben, die gleiche Absicht und Stammesverwandtschaft zu gemeinsamem Handeln zusammengeführt hatte.

Zunächst stellte es sich für uns jetzt als ziemlich sicher heraus, daß die Rückfahrt nach Deutschland infolge der Kriegserklärung Englands auf große Schwierigkeiten stoßen würde.

Digitized by Google

Deutsche Dampfer gingen natürlich überhaupt nicht mehr. Im Hafen lagen neben der riesigen „Vaterland" andere Hapag- und Lloydschiffe dampflos. Sie träumten dem Frieden, als dem Befreier, entgegen.

Neutrale Linien weigerten sich aber, deutsche Passagiere an Bord zu nehmen, weil sie von dieser menschlichen Konterbande mit Recht unliebsame Ereignisse im Kanal oder bei Gibraltar befürchteten.

Wir saßen also zunächst einmal regelrecht fest.

Der berufenste Ratgeber in solchen Lagen soll der Konsul sein. Also zu ihm!

Vor dem Konsulat wimmelte es von einer Unzahl deutscher Wehrpflichtiger, die sich meldeten und gleich uns gern wissen wollten, wie man denn nun einigermaßen sicher über den großen Teich kommen könne.

Man gewann zunächst den Eindruck, als ob unsere Vertreter sich auf diesen großen Zulauf nicht eingerichtet hätten. Es schien vor allem an einer Organisation zu fehlen, für diese Menschenmengen zu sorgen.

Die durch den immerhin unerwarteten Krieg geschaffene Lage war für die deutschen Vertreter gewiß nicht einfach.

Zu Tausenden strömten die Deutschen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten nach Neuyork zusammen, um der Wehrpflicht zu genügen. An ihren Abtransport war aber vorläufig nicht zu denken, da sich England jedenfalls eine derartige willkommene Beute nicht entgehen lassen würde.

Die Leute lungerten also ohne Arbeit in Neuyork herum und zehrten ihr Reisegeld auf. Das natur-

Digitized by Google



Der Culebra-Abschnitt des Panamá-Kanals.

Digitized by Google

Digitized by Google

gemäßeste wäre gewesen, ihnen eine Arbeitsmöglichkeit zu schaffen. Deutsche gab es ja in Neuyork genügend, die dazu in der Lage waren. Aber hier setzten die Unions, die großen Gewerkschaftsverbände, ein, die eine „Macht" in den Vereinigten Staaten bedeuten und durchaus nicht dulden, daß ein nicht dem Verband angehöriger Arbeiter von einem Arbeitgeber, der sonst natürlich nur Unionsarbeiter beschäftigt, angenommen wird.

Diese Massen von Menschen aber auf die Dauer und lediglich auf Unterstützungen anzuweisen, war kaum durchzuführen.

Es ist wohl vor allem der rührigen Tätigkeit und Initiative des Herausgebers der Neuyorker Staatszeitung zu danken, daß schließlich die führenden Deutschen zusammentraten, um über ein tatkräftiges Eintreten zu beraten, und daß diese Verhandlungen wenigstens in ihren Zielen schon erkennbar wurden, als ich abreiste.

Hic Rhodus, hic salta.

Wir sieben waren nun in einer ähnlichen Lage wie die vielen Tausend deutscher Wehrpflichtiger in Neuyork.

Auch für uns bestand kaum eine Möglichkeit, sich irgendwie Geld zu beschaffen, denn alle Geldverbindungen mit der Heimat waren unterbrochen.

Da nun vorläufig gar nicht abzusehen war, wie lange noch unser unfreiwilliger Aufenthalt in der Businessstadt dauern würde, mußten wir eben auch einem „business" nachgehen und jeder mußte seine Talente so gut wie irgend möglich zu verwerten suchen.

Digitized by Google

Eine derartige Prüfung auf Herz und Nieren ist ungemein gesund, denn bei ihr fällt die Schlacke der Einbildung schnell ab. Die schönsten phantastischen Vorstellungen über das, was man leisten könnte und womit man sich die nun einmal zum Leben leider nötigen Dollars erwerben möchte, schmolzen vor der Selbstprüfung wie der Schnee in der Märzensonne. So ging denn jeder ernstlich mit sich zu Rate und gab das Resultat seiner tiefsinnigen Überlegungen dann dem versammelten Volke zur Überprüfung preis.

Wie es immer ist: wo ein Wille, da findet sich auch ein Weg. Schließlich hatte jeder irgendeinen verschmitzten Pfad gefunden, der nach dem zunächst heißersehnten Ziele hinführen konnte.

Es ist schade, daß nicht die Probe auf das Exempel gemacht werden brauchte, denn inzwischen fand sich eine Gelegenheit, ungeschoren — wie wir dachten! — nach Holland zu kommen.

Nur ich sollte zufällig noch Gelegenheit haben, meine Talente im Dollarlande zu prüfen.

Als Mensch, der berufsmäßig mit Druckerschwärze zu arbeiten hat, war ich zu der Redaktion der Neuyorker Staatszeitung gegangen und dort schon für einen schriftstellerischen Posten gekoren worden. Den Militärschriftstellern blüht ja jetzt der Weizen in besonderem Maße.

Als ich nun kurz vor der Abfahrt der „Potsdam", des Kahns, dem wir uns anvertrauen wollten, Herrn Ridder, dem Herausgeber der Neuyorker Staatszeitung, mitteilte, daß ich auf die zugedachte Ehre verzichten müsse, fragte er mich, ob ich nicht noch schnell

Digitized by Google

wenigstens einen Aufsatz über die militärische Lage schreiben könne.

Ich sagte ihm, daß ich ja in fünf Stunden fahren müsse.

„Aber das ist ja kein Grund, da ist ein Tisch, schreiben Sie schnell etwas!"

Nun dachte ich an meine Mission und fragte: „Was bekomme ich?"

„10 Dollar!"

„Gut." „Also abgemacht, nun aber los!"

Ich setzte mich also unter die Hemdsärmeligen und man legte mir einen Stoß Papier vor.

Ich nahm die Karte aus dem Reichskursbuch und schrieb nun drauflos!

Herr Ridder hatte mir schon gesagt, daß man in deutschen Kreisen in Neuyork mit einigem Bangen der Überflutung unserer östlichen Provinzen durch die russische Heereswelle (Steamroller, Dampfwalze, wie sie die Jingopresse nannte) entgegensehe und daß eine Beruhigung der Deutschen nach dieser Richtung hin dringend erwünscht sei.

Die Russen? — Nun, mit denen wollen wir schon fertig werden! Hier in Neuyork ebenso, wie unser Heer in Deutschland! Schreiben wir also über „Den tönernen Koloß im Osten". Ich arbeitete fieberhaft, denn ich hatte mit meinen Freunden ein dringendes Stelldichein bei Lüchow.

Immer, wenn ich eine Seite fertig hatte, tauchte hinter mir eine geheimnisvolle Hand auf und nahm das noch nicht trockene Blatt weg. Da komme ich in die Notwendigkeit, ein früheres Blatt überprüfen zu

Digitized by Google

müssen. „Kann ich nochmals die fünfte Seite bekommen?“ Schmunzelnd wies der alte liebenswürdige Herr, der mir zur Seite stand, mit dem umgekehrten Daumen nach der Straße und sagte nur lakonisch: „Wird schon verkauft!“ Da bekam ich eine gründliche Ahnung von dem amerikanischen Schnellbetrieb! Die Zeitung gab täglich neun Kriegsblätter heraus. (Vielleicht unterschlug sie dabei gelegentlich auch die eine oder andere Ausgabe.) In der ersten Nummer wurde nun der Anfang von meiner kritischen Abhandlung gebracht. In der folgenden dieser wiederholt und die Fortsetzung angefügt, und erst in der letzten stand schließlich der ganze Aufsatz drin.

Neuyork will eben in jeder Stunde was Neues wissen. Mundus vult decipi ergo decipiamur!

Als ich im Schweiße meines Angesichts — denn es war blödsinnig heiß — den Aufsatz fertig gezimmert hatte, meinte ich zu dem Faktotum: „Ich glaube, bei der Geschichte haben Sie das bessere Geschäft gemacht!“ „Sicher,“ meinte der, „man hätte Ihnen auch das Dreifache gegeben, aber weshalb haben Sie nicht mehr verlangt!“ Auch amerikanisch!

Und lispeln englisch, wenn sie lügen.
Faust I.

Die Stimmung in Neuyork, soweit sie sich aus dem Straßenleben erkennen ließ, war zum mindesten nicht deutschfreundlich. Daran hatten die unglaublichen Lügendepeschen einen redlichen Anteil, die von den englisch geschriebenen Zeitungen täglich und stündlich verbreitet

Digitized by Google

wurden. Die Lügen waren ja so dick aufgetragen, daß man sich eigentlich wundern mußte, wie ein verständiger Mensch sie glauben konnte, der auch nur einen Schimmer von deutschen Verhältnissen hatte. Aber je dicker der Unsinn, um so mehr fand er Gläubige. Ich kann es mir nicht versagen, hier eine den amerikanischen Gaumen besonders reizende Nachricht dem Schoße der Vergessenheit zu entziehen: so sollte General Emmich Selbstmord verübt haben, weil ihm die Einnahme von Lüttich mißglückt wäre (14. August). Daß ganze deutsche Divisionen gefangen worden seien; die Russen fast vor Berlin ständen; überall im Osten und Westen der Dreibund siegreich sei — alles wurde glatt geglaubt, weil es eben die Zeitungen brachten.

Bemerkenswerterweise habe ich während der ganzen Zeit meines Neuyorker Aufenthalts niemals eine den Deutschen auch nur einigermaßen günstige Nachricht gelesen.

An sich war es ja kein Wunder, daß immer nur von Siegen des Dreibundes berichtet wurde. Die Kabel waren in englischen Händen und selbstverständlich wurden natürlich nur die für die Alliierten günstigen Depeschen durchgelassen. Dann aber standen die Zeitungen durchaus unter englischem und französischem Einfluß. Man sagte mir, daß die französische und englische Botschaft für Propagandazwecke neun Millionen Franken ausgegeben hätte. Wir geben ja leider für derartige Zwecke nur soviel aus, daß man allenfalls einen schon an und für sich wohlgesinnten Portier damit „beeinflussen" könnte.

In den Kinos war der farbige Abglanz dieser

Digitized by Google

Presse zu sehen. Dort lernte ich unter anderem auch den kühnen Vernichter eines Zeppelins in der Gestalt des Fliegers Garagos kennen.

In den nächsten Tagen gingen nun ein holländisches, ein italienisches und ein griechisches Schiff nach Europa. Welches nun wählen? Das war die Frage. Der Holländer zog den Kanal entlang, der Italiener und der Grieche durch die Enge von Gibraltar. Nun hatte man uns auf dem Bureau der Holland-Amerika-Linie versichert, daß die „Potsdam" nach Rotterdam fahren würde, ohne an einem französischen oder englischen Hafen anzulegen, der deutsche Konsul sollte die Überfahrt mit diesem Schiff empfohlen haben, und schließlich hatte man es doch mit der germanischen Rasse dabei zu tun. Also die eine Stimme, die für den Italiener plädierte, wurde niedergekämpft und wir beschlossen, unser Glück mit dem Holländer zu versuchen.

Wir hatten auf das falsche Pferd gesetzt!

Zwar wurde auch der Italiener bei Gibraltar seiner deutschen Insassen beraubt, aber der Grieche — auf den niemand von uns tippte — kam ungeschoren durch und mit ihm auch einige deutsche Offiziere.

Übrigens hatte die Holland-Amerika-Linie nicht einmal die bei anderen Linien übliche Kriegsklausel in der Passage aufgenommen und unsere Sicherheit dadurch vermehrt. Das war vielleicht ein Versehen der Linie, aber ein Versehen, das die Dividenden der Aktionäre wohl noch herunterdrücken wird. Der Gewinn, den sie aus den Passagegeldern des mit Passagieren vollgepfropften Dampfers ziehen wollte, wird wohl bei

Digitized by Google

der großen Abrechnung infolge der Regreßansprüche noch einen nicht ganz kleinen Posten auf dem Verlustkonto ausmachen.

Unterkunft und Verpflegung waren auf dem Dampfer infolge der Überfüllung, auf die er sich keineswegs eingerichtet hatte, recht mäßig. Lange bevor wir den Kanal in Sicht bekamen, gingen die Getränke aus, und am Tage der Festlegung des Dampfers auf der Reede von Falmouth haben wir mit Galgenhumor das letzte an Getränken getrunken, was es gab und was sich allerdings zur Auffrischung der Stimmung hervorragend eignet, nämlich Sekt.

Auf der „Potsdam" waren mit wenigen Ausnahmen in allen Klassen nur deutsche Passagiere, deren Stimmung bei der Aussicht, bald das ersehnte Ziel erreicht zu haben, ausgezeichnet war.

Irgendein die Einigkeit störender Freund der Alliierten war nicht vorhanden, nur ein paar stockfischige Holländer unterbrachen die völkische Einheitlichkeit, die auf dem Schiffe herrschte.

Die Holländer auf dem Schiff waren sicher mehr deutschfeindlich als deutschfreundlich gesinnt und bei meiner Rückkehr über Holland hatte ich mehrfach Gelegenheit zu beobachten, daß dies nicht nur auf dem Schiff, sondern im allgemeinen der Fall war. Mein Kammersteward, übrigens ein prächtiger Mensch, hatte sich auch seine Ansichten über den Krieg gebildet. Er meinte, Holland müsse sich ein Stück von Deutschland

Digitized by Google

nehmen. Als ich ihm nun erwiderte, wie es denn aber wäre, wenn Deutschland Holland einsteckte, zog er erst ein verdutztes Gesicht und dann meinte er treuherzig: „Ach, das tut Deutschland uns doch nicht an!" Nun, dagegen war nichts zu sagen.

Natürlich beherrschte nur ein Thema die Unterhaltung auf dem Schiff: der Krieg. Ueber die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz wurden wir während der Fahrt durch die drahtlose Telegraphie in der Weise unterrichtet, wie es den englischen Lügnern gefiel. Die Depeschen waren zwar nicht so übertrieben, wie ich es in Neuyork an der Times Square und an vielen anderen Stellen bemerkt habe, aber gelogen wurde doch auch, was die Planken des Schiffes halten konnten. Zunächst las jedermann die Telegramme richtig, das heißt im entgegengesetzten Sinne, aber schließlich fielen einige Bedenkliche in ihrer Meinung um.

Das Grübeln liegt nun einmal in der deutschen Natur und leider auch eine recht starke Hochachtung vor allem, was gedruckt und noch mehr vor allem, was gedrahtet wird. (Auch die kümmerliche Bordzeitung nährte sich nur von den Niederlagen der Deutschen.) Es muß auch zur Entschuldigung für diese „Gläubigen" gesagt werden, daß in diesen Telegrammen so ständig und auch in gewissem Sinne so folgerichtig gelogen wurde, daß, wenn auch nur ein Zehntel davon richtig gewesen wäre, es für die deutsche Sache immerhin nicht allzugünstig gestanden hätte. Die bedenklichen Gesichter mehrten sich daher an Bord und ich wurde schließlich als „alter Generalstäbler" von einsichtigen Leuten ge-

Digitized by Google

beten, mich in einem Vortrag über den wahrscheinlichen ersten Verlauf des Krieges auszusprechen. Das geschah, und mit Genugtuung konnte ich nachher feststellen, daß meine Ausführungen viele schwarze Wolken verscheucht hatten und daß wieder heiterer Sonnenglanz auf den meisten Gesichtern lagerte.

Bezeichnend für den Kapitän war es, daß er deutschen Reserveoffizieren, die notgedrungen wegen Platz- oder Geldmangels in der 2. Kajüte fuhren, die Erlaubnis versagte, diesem Vortrag, der in der 1. Kajüte stattfand, beizuwohnen. Da es sich um Offiziere handelte, suchte ich für diese Wißbegierigen ein gutes Wort einzulegen, erfuhr aber von dem durch sein wenig weltmännisches Wesen verschiedentlich unangenehm in die Erscheinung tretenden Holländer nur eine nichts weniger denn höfliche Zurückweisung.

Von irgendwelchen Kriegsschiffen war im Atlantischen Ozean nichts zu sehen gewesen. Es überwog daher die gute Meinung, daß wir ungefährdet nach Rotterdam kommen würden. Eitel Fröhlichkeit herrschte an Bord. Das Rauchzimmer war jeden Abend voll von trunkfesten Männern, die zum kleinen Teil skateten und zum größeren pokerten. Es wurde musiziert und gesungen, sogar ein größeres Konzert zum Besten des Roten Kreuzes arrangiert — kurz alles war guter Laune!

Wär's möglich? könnt' ich nicht mehr,
wie ich wollte. — —
Wallensteins Tod.

Vae tibi ridenti quia mox post gaudia flebis!

Diese Fröhlichkeit machte schon ernsten Mienen Platz, als wir in den Kanal einfuhren.

Digitized by Google

Werden uns die Engländer herunternehmen oder werden wir ungeschoren nach Rotterdam kommen? Das war die bange Frage. Alles sucht mit Ferngläsern den Horizont ab. Jeder harmlose Bagger wird für einen Dreadnought angesprochen; jeder englische Heringskahn gewinnt in der Phantasie das Aussehen eines Kreuzers. Und alles atmete erleichtert auf, wenn sich beim näheren Zusehen diese phantastischen Gebilde in das auflösten, was sie wirklich waren.

Als wir am 24. August Kap Lizard umfuhren, zeigte sich in der Ferne wieder ein Schiff, das nun natürlich für einen harmlosen Dampfer gehalten wurde. Es hatte den gleichen Kurs wie wir, aber es näherte sich uns in spitzem Winkel.

Dieses Mal war es nun leider ein englischer Kreuzer.

Als beide Schiffe in Flaggensignalweite standen und Signale miteinander tauschten, stoppte die „Potsdam" die Fahrt.

Nicht lange darauf legte sich die „Diana" etwa 300 m von uns entfernt fest und richtete ihre Kanonen auf uns.

Ein mit bewaffneten Matrosen bemanntes Boot kam zu uns, dessen befehligender Offizier mit unserm Kapitän im Kommandoraum eifrige Unterhaltung pflog.

Die Passagiere waren inzwischen alle auf den verschiedensten Decks zusammen und starrten nach dem verdammten Engländer hinüber, von dem man jede Einzelheit wahrnehmen konnte, so auch, daß seine Besatzung uns mit ebenso neugierigen Blicken beehrte, wie wir sie. Da keiner wußte, was geschehen würde, spielte die Phantasie ihre reizvollsten Weisen.

Digitized by Google

Aber immerhin war doch immer noch die Mehrzahl von uns der Ansicht, daß die Unverschämtheit der Engländer unmöglich soweit gehen könne, uns von einem neutralen Schiff herunter zu holen.

Die Verhandlungen zwischen dem Kapitän und dem englischen Offizier dauerten endlos lange.

Es wurde die Meinung laut, daß die „Potsdam“ für die Rückfahrt nach Neuyork noch die Kohlenladung an Bord hätte und daß diese von England als Kriegskonterbande angesehen werden würde.

Inzwischen ging die Sonne mit allen ihren Reizen unter, die der Seefahrer so oft beobachten kann, und wir lagen immer noch an derselben Stelle, festgebannt durch die Kanonen, die mit ihren Mäulern drohend nach uns herübersahen.

Endlich empfahl sich der englische Offizier.

Es ließ sich das Stampfen der Maschine vernehmen und langsam, mit halber Fahrt, setzte sich die „Potsdam“ wieder in Bewegung. Aber leider nicht nach dem Kanal, sondern nach dem Lande zu. Rechts von uns begleitete die „Diana“ ihren Gefangenen, denn daß das die „Potsdam“ mehr oder weniger war, leuchtete auch dem größten Optimisten ein.

Es fragte sich nur, hatten die Engländer es auf die Kohlen oder auf die Menschen abgesehen.

Die Pessimisten, die an letzteres glaubten, gingen in ihre Kabinen und packten die Koffer, die Optimisten setzten sich ins Rauchzimmer und münzten Silber und Gold in Alkohol um.

Digitized by Google

Man hat Gewalt, so hat man Recht,
Man fragt ums Was? und nicht ums Wie?
Faust II.

Auf der Reede von Falmouth warfen wir Anker. Sofort lenkten eine ganze Anzahl Scheinwerfer ihr Licht auf uns und es verbreitete sich um uns eine solche Tageshelle, daß auch nicht eine Maus hätte entschlüpfen können.

Zudem genossen wir den Vorzug, einige bewaffnete Matrosen als ungern gesehene Nachtgäste bei uns begrüßen zu dürfen.

Man teilte uns nun mit, daß am nächsten Morgen um 6 Uhr eine englische Kommission an Bord kommen und über das Schicksal der „Potsdam" bestimmen würde. Nun, dieses wurde uns denn auch im Laufe des Vormittags verkündet, nämlich, daß alle männlichen Deutschen und Österreich-Ungarn ohne Rücksicht auf Alter und Beruf das Schiff zu verlassen hätten.

Also nun galt es allgemein, die Koffer zu packen und sich in das Unvermeidliche zu ergeben.

Irgendein Protest gegen diese unerhörte Vergewaltigung wäre ja aussichtslos gewesen, zumal der Kapitän, der im übrigen zum erstenmal einen Personendampfer führte und auch dementsprechend die Passagiere behandelte, nämlich als „Kolli", nicht im mindesten die Energie den englischen Behörden gegenüber zeigte, wie es späterhin seine italienischen Kollegen bei Chile getan haben. Er war der englischen Brutalität gegenüber hilflos, was sich in unangenehmer Weise dann noch in der Richtung fühlbar machte, daß er dem englischen Hauptmann, der mit der Sichtung der Papiere

Digitized by Google

beauftragt war, sein Amt in „entgegenkommendster Weise“ erleichterte. Weniger wäre mehr gewesen!

Es wurde späterhin behauptet, daß der Kapitän schon zwei Tage vor dem Unglückstage durch die drahtlosen Telegramme gewußt hätte, daß die „Potsdam“ im Kanal von den Engländern angehalten würde und daß die Deutschen hier heruntergenommen werden sollten.

Ist dies wirklich der Fall gewesen, so war es nur zu bedauern, daß uns nicht gleichzeitig davon Kunde wurde.

Wir hatten an Bord unter den Deutschen die doppelte und dreifache Besatzung, die ein solcher Kahn erforderte. Ein kecker Gewaltstreich hätte sich schon gelohnt, und es wäre vielleicht möglich gewesen, den Kurs nördlich England aufzunehmen und nach Norwegen zu entkommen.

Aber zu einem derartigen Vorgehen fehlte uns die geringste Handhabe und wir hatten leider das Vertrauen zu der holländischen Schiffsbesatzuug, daß sie uns sicher nach Rotterdam bringen würde.

Nun, alle diese Ueberlegungen kamen jedenfalls zu spät. Wir saßen in der Falle!

Inzwischen hatte sich ein kleiner Tender liebevoll an die „Potsdam“ angeschmiegt.

Es wurden darauf zunächst die Passagiere I. Kajüte mit ihrem Gepäck verladen, während die der anderen Kajüten, wenn auch unter Schwierigkeiten, eine Henkermahlzeit auf dem Schiff requirierten.

Nun dauerte es stundenlang, bis die ganze Prozedur beendet war.

Digitized by Google

Inzwischen standen auf dem Deck der „Potsdam“ die vielen verlassenen Frauen und tauschten Liebesgrüße mit ihren einem recht ungewissen Los entgegengehenden Gatten aus.

Aber allmählich rührte sich bei uns ein sehr nüchterner Hunger; über alle seelischen Erregungen hinweg. Wir brüllten nach Sandwiches, und schließlich wurden uns auch diese sowie Obst durch die energische Tätigkeit der an Bord befindlichen Damen verschafft und durch die Stewards gebracht, oder uns in freiem Schwunge zugeworfen.

Wie heißhungrige Raubtiere stürzten wir uns auf diese fliegende Nahrung!

Endlich setzte sich unser Tender in Bewegung.

Die Häuser von Falmouth, einer kleiner unbedeutenden Stadt, tauchten auf.

Durch alle möglichen Kriegs- und Friedensfahrzeuge wanden wir uns durch und legten schließlich am Pier an. Eine Hühnersteige wurde an Deck gelassen, deren starken Neigungswinkel verschiedene wohlbeleibte „Potsdamer“ mit besorgten Blicken abschätzten; dann ging es im Gänsemarsch hinauf.

Hier war schon etwas zu unserem Empfange würdig vorbereitet worden.

Es war nämlich eine Kompagnie Royal Fusiliers aufmarschiert, die angesichts unserer Gefährlichkeit ihre Gewehre luden und Seitengewehre aufpflanzten. Glücklicherweise ging keines der Gewehre los, wie später bei unseren Wächtern in Dorchester, sodaß also diese ganze militärische Prozedur wenigstens ohne Unfall verlief.

Digitized by Google

Wir „rangierten“ uns, und dann setzte sich das Ganze in Bewegung.

Vorne eine Abteilung der Fusiliers, dann kamen die Passagiere, die wiederum zur Seite einige bis an die Zähne bewaffnete Soldaten hatten, und dann folgte wiederum ein stärkerer Trupp Royal Fusiliers.

Der ganze Aufbau war also in der Annahme, daß man es mit Schwerverbrechern zu tun hatte, durchaus zweckentsprechend.

Wir wurden nach einem alten Magazin hingeführt, wo wir einstweilen bleiben konnten, nachdem unsere Personalien festgestellt worden waren.

Hierin und in der Anfertigung von Listen überhaupt leistet der Engländer erhebliches.

Auch in Dorchester wurde ein Signalement von jedem aufgenommen, das ausgezeichnete und lückenlose Grundlagen für einen Steckbrief abgab. Nicht die kleinste Abweichung von der „Normalen“ blieb den englischen Spüraugen verborgen. So entsinne ich mich, daß eine kaum sichtbare kleine Narbe von kaum einem Zentimeter Durchmesser, die ich mir in der frühesten Jugend einmal bei Gott weiß welcher Gelegenheit zugezogen hatte, dem scharfäugigen Arzt des Kamps nicht entging und selbstverständlich sorgfältig registriert wurde.

Hier in Falmouth begnügte man sich glücklicherweise nur mit der Feststellung der Personalien und mit der Abnahme der Waffen. Leider mußte ich auch bei dieser Gelegenheit eine herrliche Mauserpistole herausrücken.

Die Offiziere von den Royal Fusiliers waren im übrigen nette Menschen, denen das Polizistenhandwerk,

Digitized by Google

das sie hier ausüben mußten, sichtlich zuwider war und die alles taten, was sie tun konnten, um uns die ersten Stunden erträglich zu machen.

Dem Himmel, der anfangs ein freundliches Gesicht gezogen hatte, wurde die Sache nachher anscheinend zu langweilig und er suchte durch einen ergiebigen Regen auf unsere erhitzten Gemüter zu wirken.

Mit zweifelhafter Miene sahen wir uns nun den Innenraum der Scheune an, denn da sollten wir die Nacht zubringen.

Er hatte das Mobiliar eines Exerzierraumes; keinen Stuhl, keinen Tisch, keinen Strohsack und kein Stroh.

Aber in England kommt es nie so, wie es zuerst beabsichtigt ist.

Ich glaube, daß das englische Kriegsministerium, die War office, eine der konfusesten Behörden ist, die Gott in seinem Zorne geschaffen hat, oder daß dort so viel Männer regieren, als Männer da sind.

Das zeigte sich so recht später auch in Dorchester. Kaum ein Befehl wurde erlassen, der nicht am nächsten Tage widerrufen oder doch abgeändert wurde. Trotz der ungeheuren Anzahl von Listen, die über uns diesem Ministerium eingereicht wurde, kam zum Beispiel nach etwa 13 Wochen eine telegraphische Anfrage der War office an den Kommandanten des Lagers, ob die und die Leute (ich gehörte auch darunter und es handelte sich zumeist um Offiziere, denen eine besonders liebevolle Aufnahme gewidmet wurde) im Kamp seien! Also das wußte sie nicht einmal!

Daß der Engländer der denkbar schlechteste



Am Cobre Fluß auf Jamaica.

Digitized by Google

Digitized by Google

Organisator ist, merkte man an seiner Hilflosigkeit diesem „Novum“ gegenüber.

In Falmouth ging es noch, hier waren wir ja auch nur wenige Stunden, aber in Dorchester war nichts vorbereitet, und alle Maßnahmen, die für bessere Unterkunft usw. vorgeschlagen wurden, wurden — wenn überhaupt! — im Schneckentempo erledigt.

Während wir hier nun noch darüber nachsannen, wie man aus dem Nichts mit Zuhilfenahme von Koffern und Decken irgend so etwas herstellen könne, was einer Lagerstätte im entferntesten ähnlich sah, wurde uns mitgeteilt, daß wir nachts mit der Bahn weitergebracht würden. Wohin? das wußten uns selbst die freundlich gesinnten Offiziere nicht zu sagen.

Das Unvermeidliche mit Würde tragen.
Karl Streckfuß.

Also so setzte sich gegen Abend unter dem Schein von einigen Laternen wieder alles in Bewegung.

Auf dem Bahnhof empfing uns eine andere Kompagnie, die natürlich wieder vor unseren Augen die Gewehre lud und die Seitengewehre aufpflanzte.

Von der einschüchternden Wirkung dieses Exerzitiums müssen sich die Engländer anscheinend sehr viel versprechen. Auch hier entlud sich glücklicherweise kein Gewehr.

Damit wir uns von der längeren Seereise genügend auf den Landtransport vorbereiten konnten, hatten wir zwei Stunden auf dem Bahnhof Muße, auf den Extrazug zu lauern.

Digitized by Google

Ich will übrigens gern dankbar erwähnen, daß man für unser Gepäck insofern gut sorgte, als es wenigstens zur Stelle gebracht wurde. Man war sogar so fürsorglich gewesen, uns auch das Gepäck anderer Passagiere mitzugeben, die die Weiterreise auf der „Potsdam" fortsetzen durften. Es hat lange gedauert, bis diese Irrläufer sich wieder zu ihren Herren fanden, denn sie genossen noch längere Zeit die Gastfreundschaft des englischen Kamps.

An der nötigen Aufsicht über das Privateigentum scheint es aber etwas gefehlt zu haben, denn als ich in Dorchester meine unverschlossene Handtasche nachsah, hatte ein Langfinger aus ihr alles mitgehen geheißen, was ihm zweckmäßig erschien. Es fehlten nicht nur Unterwäsche, Zigarren, ein Gilletteapparat (möge sich der Dieb für seine Mopserei damit jeden Tag schneiden!), sondern auch die beiden schweinsledernen Riemen, mit denen die Tasche zugeschnürt wurde, waren weg. Wahrscheinlich fanden diese eine würdigere Verwendung als Leibriemen.

In den Abteilungen des Zuges war wenigstens eine bequeme Möglichkeit zu schlafen. Es sollte im übrigen für lange Zeit das letztemal sein, daß wir unsere allmählich doch etwas ermattete Körper auf ein Polster legen konnten.

Vor den Abteilen hielten Schotten Wacht. Man konnte sich mit seinen Wächtern ganz gut unterhalten; es waren gefällige und nette Burschen.

Digitized by Google

Ja Vadder, dat's sihr argerlich,
Indessen doch — dann helpt dat nich.
Reuter.

Morgens gegen 6 Uhr kamen wir an unserem Bestimmungsort an: Dorchester.

Ich habe damals, als ich Dorchester hörte, festgestellt, daß unser deutscher Geographieunterricht erhebliche Lücken aufweisen und reformbedürftig sein muß, denn niemand wußte so recht, wo denn eigentlich dieses Dorchester lag.

Der Himmel zeigte jetzt wieder erhöhtere Anteilnahme an unserem Geschick, er weinte ununterbrochen dicke Tränen.

In derselben malerischen Ordnung, wie ich sie vorhin beschrieben habe, zogen wir in das Lager.

Die Schutzmannschaft kommandierte ein ganz junger, aber dafür desto längerer schottischer Offizier, der in der Hand das unvermeidliche Stöckchen balancierte.

Das Lager von Dorchester besteht aus einem etwa 500 Ar großen Gelände, das an drei Seiten von mit Stacheldraht besetzten Mauern umgeben ist und an der vierten freien ein etwa drei Meter breites Stacheldrahthindernis aufweist. Längs dieser Umrahmung befinden sich hohe Gerüste für die Posten, die unter sich und mit der Wache durch einen Läuteapparat verbunden sind.

Auf dem Gelände selbst stehen ein Verwaltungsgebäude, flankiert von je einer Baracke, deren Untergeschoß Ställe sind, und noch einige andere Gebäude: Waschküchen usw.

Ursprünglich hatte einmal hier englische Artillerie gelegen, aber dieser Bestimmung war es als ungeeignet

Digitized by Google

schon seit langen Zeiten entzogen worden. Späterhin hatte man gefangene Buren in dem Lager untergebracht.

Vor den Kasernen dehnt sich ein weiter grüner Grund aus, der in Terrassen zur nördlichen Mauer abfällt. Die mittlere Terrasse hat anscheinend irgendmal als Tennisplatz gedient.

An der westlichen Lagerseite befanden sich etwa fünfzig kegelartige Zelte. Für diese wurden wir immer zu zwölf eingeteilt.

Hier fing nun das Elend an, denn diese Zelte enthielten nichts außer einigen Gummidecken, mit denen der nasse Boden bedeckt war.

Traurig und kopfschüttelnd sahen wir uns diese luftigen Salons an; wo sollten wir da, wo unser Gepäck bleiben? Wir erkundeten das Lager und entdeckten zu unserem Trost eine Kantine, in der man wenigstens etwas, das wie Kaffee aussah, mit dem berühmten englischen Kuchen bekam. Der mächtige Herrscher, der Hunger, hatte sich schon längst eingestellt. Durchnäßt und frierend saß man da auf einigen Kisten und träumte von seligeren Zeiten.

Diese ersten Stunden im Lager waren — greulich!

Gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge.
Wallensteins Tod.

Im Lager war schon Einquartierung vorhanden. Es waren dies 577 Mann, die die Engländer vor uns von allen möglichen Segelschiffen „gecatcht" hatten. Manchmal auch durch einen eigenartigen Zufall. So war der Dampfer „Schlesien"

Digitized by Google

wenn ich nicht irre mit Kopra und wertvollen Zinkerzen — auf einer langen Fahrt von Australien nach der Heimat begriffen, als der Krieg erklärt wurde. Der Dampfer hatte keine drahtlose Telegraphie an Bord und die Schiffsbesatzung war daher über die Ereignisse vollständig im unklaren. In der Bai von Biskaya wurde der Dampfer von einem englischen Kreuzer ersucht, zu stoppen, da er etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Die „Schlesien" stoppt also; der Kreuzer sendet ein Kommando an Bord der „Schlesien" und erklärt das Schiff für „Prise". Wäre der Kapitän von dem Kriegsausbruch unterrichtet worden, so hätte er jedenfalls den schützenden Hafen von Madeira nicht verlassen, ohne sich seiner Ladung zu entledigen. Soweit ich den betreffenden Kapitän kenne, hätte er eher allen anderen als den Engländern seine Ladung gegeben!

Diese Vorquartierung hatte es sich nun schon in den Kasernen so bequem gemacht, als es möglich war. Sie hatte auch schon das ihrige getan, um aus verwahrlosten und verschmutzten Räumen zwar enge, aber doch einigermaßen menschenwürdige Wohnstätten zu schaffen.

Jetzt mußte sie nun noch mehr zusammenrücken, und dadurch wurde wenigstens für einen kleinen Teil der Passagiere der „Potsdam" eine bessere Unterkunft geschaffen, als es die Zelte sein konnten.

Ein Zeltleben mag manchem nicht unangenehm erscheinen, aber man muß bedenken, daß wir ja keine Kriegsgefangenen, sondern nur Reisende waren, die auf ein derartiges Lagerleben in keiner Weise vorbereitet waren. Der Soldat ist schon nach seiner

Digitized by Google

Kleidung und dem Zuschnitt seines Gepäcks dazu ausgerüstet; wir waren es entschieden nicht.

Wir erhielten nun jeder zwei alte verbrauchte und schmutzige Pferdedecken, deren zahlreiche Bewohner Insektenpulver leider für eine Delikatesse anzusehen schienen, denn sie dachten nicht an einen Auszug — und damit war unsere Schlafausrüstung fertig.

Um allzu üppigen Vorstellungen zu begegnen, will ich nicht unterlassen, hier anzuführen, daß auch die Räume in den Baracken keinerlei Ausstattung besaßen. Weder Tisch noch Stuhl, noch Schrank, noch Bett waren vorhanden. Zudem waren auch die Korridore „eng belegt".

Allerdings konnte man sich später für sein Geld Matratzen kaufen, aber die ersten Tage habe ich — ich hatte das Glück, wenigstens gleich in einer Stube Unterkunft zu finden — auf der nackten Diele geschlafen. Dabei hatte ich ausreichend Gelegenheit, auszuprobieren, daß trotz aller Permutationstheorie der Körper schließlich doch keine Linie mehr aufweist, die nicht schon eine mehrstündige Liegezeit hinter sich hatte und entsprechend schmerzte. Auch vermißte man irgendeinen Gegenstand, den man als Kopfkissen hätte verwenden können. Erst später wurden wenigstens alte Kopfrollen, die dem schmutzigen Aussehen nach zu derselben Garnitur wie die Decken gehörten, geliefert, und man konnte sich auch dann Kopfkissen kaufen.

Tu Geld in deinen Beutel!
Shakespeare.

Es mag hierbei gleich erwähnt sein, daß für den bemittelten Menschen sich schließlich die Unter-

Digitized by Google

kunfts- und Verpflegungsverhältnisse erträglich gestalteten.

Die englische Regierung hatte durchaus nichts dagegen, wenn man sich alles mögliche schließlich zusammenkaufte.

Für den Unbemittelten dagegen wurden die Härten der Gefangenschaft doppelt fühlbar, denn das, was die Regierung lieferte, war schlecht und unzureichend.

Zuerst war aber allgemeine Geldlosigkeit vorherrschend.

Die wenigsten von uns waren hinreichend mit gangbarer Münze versehen. Allerdings verfügten einige über begehrliche Schätze an Dollarnoten, die wenigstens gegen Schillinge gewechselt werden konnten; aber englisches Geld war so gut wie gar nicht vorhanden. Mit dem deutschen Geld war nichts anzufangen, denn es hatte in England überhaupt keinen Kurs.

Die Verpflegung war derart, daß eine Verfettung der Gefangenen nicht zu befürchten war.

Es wurden für den Mann geliefert: morgens Tee, Brot, Margarine, diese abwechselnd mit fast nur aus Kernen bestehendem Pflaumenmus; mittags ein Napf Fleischbrühe, zwei Kartoffeln und 250 g Fleisch, und abends wieder Tee und trockenes Brot.

Nun hätte schließlich auch der, der nicht aus eigenen Mitteln diese Dürftigkeit mildern konnte, bei diesem „Menü" nicht zu hungern brauchen, wenn nicht Suppe und Fleisch häufig geradezu ungenießbar gewesen wären (meist war es mit Fett durchsetzt oder übelschmeckendes Gefrierfleisch) und daher aus dem

Digitized by Google

doch gewiß nicht reichhaltigen Speisezettel gestrichen werden mußten.

Es soll dies die vorgeschriebene Ration sein, wie sie der englische Söldner bekommt. Ich wundere mich aber dann, daß die englische Regierung überhaupt noch Leute bekommt, die in die Armee eintreten.

Das Fleisch usw. wurde roh geliefert und durch die unter den Gefangenen befindlichen Schiffsköche zubereitet.

Sehr fühlbar machte sich auch der Mangel jeglichen Gemüses, an das nicht nur der Deutsche gewöhnt ist, sondern das hier auch vom hygienischen Standpunkte aus hätte geliefert werden müssen. Auf wiederholte Beschwerden wurde einige Male der Ansatz gemacht, Gemüse zu liefern, aber das wurde sehr bald wieder eingestellt, wahrscheinlich, weil es der Regierung zu teuer war.

Auch in der Verpflegung war der Bemittelte wieder im Vorteil, da er sich durch den Kantinenwirt alles mögliche besorgen lassen konnte.

Als Eßraum diente ein Stall, dessen Krippen es sich gewiß nicht hatten träumen lassen, daß sie nun an Stelle von Hafer als Aufbewahrungsort für die verschiedenen aus der Kantine beschafften Marmeladen usw. zu dienen hatten.

Es war eine glückliche Fügung, daß sich unter den Kriegsgefangenen eine ganze Anzahl ausgezeichneter Stewards befanden, die nun gegen geringes Entgelt die Bedienung übernahmen uud auch ein großes Geschick besaßen, die Eßtafeln in gut bürgerlichem Sinne mit den notwendigsten Utensilien auszustatten.

Digitized by Google

Wie schon erwähnt, haben die Engländer ein sehr geringes Organisationstalent und um so glücklicher war es für uns, daß es die Deutschen in hohem Maße besitzen.

So fand sich denn ein Lloydoffizier, der mit anerkennenswertem Geschick die ganzen Küchengeschäfte des vielköpfigen Lagers besorgte. Er kaufte ein, sorgte für die Zubereitung, für richtige Verteilung und für Abrechnung. Er war das höhere Küchenmädchen für alles. Den Glanzpunkt seiner Tätigkeit bildete ein Schweineschlachten, das er im November arrangierte, und das mit ungeheurem Jubel von den durch die englischen Würste nicht verwöhnten und an die heimatlichen sehr gewöhnten „Sträflingen" begrüßt wurde.

Auch der Offiziermesse, wenn man einen Stall mit diesem hohen Namen belegen darf, stand ein Lloydoffizier vor. Die hier tätigen Schiffsköche entwickelten im Laufe der Zeit immer höhere gastronomische Talente, an deren Ausgestaltung der immerhin geringe und ihren Geldbeutel auffrischende Profit einen bestimmenden Anteil hatte. Sie lieferten schließlich jeden Abend ein ausgezeichnet bereitetes Gericht, bei dem nur leider die durch die englischen Verhältnisse verhinderte Abwechselung fehlte. Schweinekotelett, Nieren und fettüberwucherte Würste bildeten das Trio, an das sich unser Magen zu gewöhnen hatte. Später bekam dieses Dreierlei kulinarische Ausrufungszeichen in Gestalt von Rebhühnern, Hasen, Fasanen usw. und was die Jahreszeit sonst noch bot. Wir hätten gern immer diese Ausrufungszeichen gesetzt, aber unser Geldbeutel

Digitized by Google

machte stillschweigend einen Gedankenstrich und bewies uns, daß man mit dem Ausrufungszeichen, wie es schon die Grammatik lehrt, sparsam umgehen müsse. Aber bei festlichen Gelegenheiten wurde geradezu geschlemmt, wenigstens nach Lagerbegriffen. Da fehlte dem Festschmaus auch selten der Hammelrücken, dessen Güte in England ja aller Welt bekannt ist. An dem berühmten „Thanks giving day" — es ist der letzte Donnerstag im November — an dem in den Vereinigten Staaten alles vom Milliardär bis zum Zeitungsträger Truthahn ißt, da hatten wir auch im Lager unsern „turquey".

Nur eins fehlte gänzlich, der Alkohol. In keiner Form war er zu haben, wenigstens nicht auf gesetzmäßige Art. Allen, so sehr sie auch darüber schimpften, bekam diese Zeit unfreiwilligen Temperenzlertums ausgezeichnet. Es war ein Untertauchen in einen Jugendbrunnen! Und dann für manche eine Kur, die ihnen sehr nötig war, und der sie sich freiwillig nie unterzogen hätten.

Wer zählt die Völker,
nennt die Namen?

Die Gefangenen setzten sich aus recht verschiedenen Elementen zusammen. Die Engländer hatten wahllos alles von den Schiffen heruntergeholt, was nur irgendwie deutsch oder österreichisch aussah oder im Verdacht stand, die Interessen der Verbündeten möglicherweise fördern zu können.

Der größte Teil der Gefangenen bestand aus Schiffsmannschaften, vom Kapitän bis zu den

Schiffsjungen herunter, die man aus der Nordsee und dem Atlantischen Ozean von ihren Schiffen heruntergeholt hatte. Die Mehrzahl gehörte zu den großen Lloyd- und Hapagpassagierdampfern. Wir hätten mit den dort Versammelten wohl eine ganze Menge Schiffe vollzählig bemannen können.

Den nächst größten Anteil hatten dann die Wehrpflichtigen der Landarmee, die zum großen Teil von der „Potsdam" stammten. Sie kamen aus allen Gegenden Nord- und Südamerikas und alle Berufskreise waren vertreten. Unter ihnen waren allein 40 Reserve- usw. Offiziere und wohl ebensoviel Offizier-Diensttuer.

Weiterhin fanden sich noch eine Anzahl älterer über 55 Jahre zählende Herren und als Gegengewicht 60 bis 70 Schiffsjungen unter 17 Jahren. Auch die Justiz hatte drei unfreiwillige Vertreter, einen Oberlandesgerichtsrat, einen Amtsgerichtsrat und einen Amtsrichter geschickt.

Inwiefern verschiedene ausgesprochene Krüppel den englischen Interessen hätten schaden können, wird wohl dem denkenden Verstande stets schleierhaft bleiben. So hatte der Lloyd auch nur solche Leute abgeschoben, die dienstuntauglich waren und von denen man annehmen mußte, daß sich niemand an ihnen vergreifen würde. Nun, er kannte die Engländer schlecht! Ob einarmig, bucklig oder halbblind, alles hatte er von den Schiffen heruntergeholt.

Zu den Opfern der Menschenpiraterie kamen die als „Spione" festgesetzten Deutschen. Als solche

Digitized by Google

wurden mehr oder weniger alle die angesehen, die das Pech hatten, bei Ausbruch des Krieges an der Küste oder in größeren Städten zu wohnen. Ihre Festnahme erfolgte nach den Aussagen zuverlässiger Zeugen in einer geradezu unglaublichen und den Engländer so recht charakterisierenden rücksichtslosen Weise. Die Verhaftungen gingen vom Scotland Yard, dem höchsten Polizeihof in London, aus, der unter dem Druck der Kriegsereignisse so ziemlich sicher den Verstand verloren zu haben scheint. So wurde beispielsweise ein Deutscher, der in England seit Jahren ein Damenfriseurgeschäft hat, wegen dieses gefährlichen Gewerbes verhaftet, als er im Walde war. Man hatte es dabei so eilig, ihn dingfest zu machen, daß er sich nicht einmal eine Weste anziehen durfte und er erschien so im Lager, wie er aufgegriffen worden war.

Einen ganz besonderen Zuwachs erhielt unsere geschlossene Gesellschaft nach Auflösung des Lagers von Edinburg.

Mit den von diesem nach Dorchester geschickten Gefangenen trafen auch drei Professoren ein, die ihre akademische Tätigkeit dankenswerter Weise nun in Dorchester aufnahmen. Man konnte jetzt Vorträge über „Einführung in die Philosophie", über „das Märchen", oder über „Island" usw. hören. Die auf einen populären Ton gestimmten Vorträge erfreuten sich großer Beliebtheit. Der Hörsaal war ein großes Zelt, in dem der Beweis erbracht war, daß guter Wille die schwierigsten Raumprobleme zu lösen vermag. Kopf an Kopf stand hier die wissensdurstige Menge,

Digitized by Google

und um den reichen Beifall wird wohl mancher der „freien“ Kollegen die gefangenen Dozenten beneidet haben.

Auch ein Musikprofessor war unter den Opfern englischer Willkür. Er bemächtigte sich aller Sangesfreudigen. Diese waren im übrigen auf ihren künstlerischen Beruf schon ausgezeichnet durch W., Leutnant a. D., Theaterdirektor und Kapellmeister aus Philadelphia, vorbereitet worden. Nur pflegte dieser mehr die leicht geschwingte Muse. Das vielstimmige „Lieb' mich und die Welt ist mein“, mit wahrer Inbrunst der im Lager gänzlich fehlenden Weiblichkeit zugesungen, wird mir noch lange in den Ohren klingen. Aber der Edinburger Professor hatte ernstere Pläne und wagte sich mit Glück sogar an Bach und Händel heran. Von den Wagnerianern wird noch später die Rede sein.

Außer den vermeintlichen und sicher harmlosen deutschen Spionen schienen sich aber englische Spione im Lager zu befinden. So machte sich uns einer — der maßlos auf die englische Regierung schimpfte — durch seine neugierigen Fragen an die Gefangenen und dadurch verdächtig, daß er immer da zu finden war, wo mehrere von uns zusammenstanden, also wo etwas zu horchen war. Er war dabei ein Großmaul ersten Ranges. Bei den Mannschaften suchte er sich auf alle mögliche Weise populär zu machen und die Quittung der „Erkenntnis“ wurde ihm dadurch gegeben, daß er bei einem Ringkampf mit einem stämmigen Hanseaten unter dem Jubel der Zuschauer derartig auf die Erde gesetzt wurde, daß es weithin knallte. In welchen

Digitized by Google

inneren Beziehnngen dieser Mann zu den englischen Behörden stand, war nicht recht festzustellen, aber daß sie vorhanden waren, war uns kaum zweifelhaft. Ein anderer erregte durch die Umstände, unter denen er im Lager erschien, unser Mißtrauen. Er war ursprünglich der Gehilfe des englischen Händlers gewesen, der uns mit Obst und anderen schönen Sachen im Lager versorgte. Als dem Händler der Zutritt zum Lager verboten wurde, wurde dieser Mann auf einmal auch festgesetzt. Die durch sanftes Wesen gerade nicht hervorstechenden Schiffsleute, die sich von ihm zudem beim Verkauf von Obst und beim Geldwechsel benachteiligt glaubten, nahmen sich liebevoll seiner Person an. Es geschah nun alle Augenblicke, daß ihm, wenn er abends mit seinem mit Tee gefüllten Napf sein Heim aufsuchen wollte, plötzlich „aus Versehen" ein großer Stein an den Kopf oder in den Napf flog, oder es rannte in dem dunklen Korridor irgendwer gegen ihn, daß er hilflos in die ihn umfließende Teetunke sank, oder er fand im düstersten Winkel mit Sicherheit einen Strick derartig über seinen Weg gezogen, daß er den Fußboden umarmen mußte. Dieser Spuk artete bald so aus, daß er eine Beschwerde nach der anderen an den Kommandanten, im übrigen ziemlich erfolglos, richtete. Erst durch unser Eingreifen wurde er seine heimtückischen Gegner los.

Eine merkwürdige Rolle spielte ein ehemaliger Hauptmann, der den Burenkrieg auf englischer Seite mitgemacht hatte, bei Beginn des Krieges von dem Scotland Yard festgesetzt wurde und nun bei der Ge-

Digitized by Google

richtsverhandlung ausführte, wie er als Sprachlehrer auf der Insel Wight deutschen, dorthin beurlaubten Offizieren alles mögliche Militärische herausgelockt und es dem britischen Generalstab mitgeteilt hätte. Er war im übrigen vielseitig gebildet, sprach eine ganze Anzahl Sprachen und hielt unter anderen auch einen Vortrag über Oscar Wilde.

Das Lager zählte im Durchschnitt etwa 1000 Menschen.

Dieser doch nicht gerade übergroßen Menschenmenge standen die Engländer ziemlich hilflos gegenüber. Bei den mangelhaften Vorbereitungen, die die Engländer für unsern Besuch getroffen hatten, mußte es doch ihr erstes Bestreben sein, diese wenig homogene Masse zunächst irgendwie zu gliedern, also den großen Haufen in kleinere zn teilen, und an die Spitze von diesen Leute zu stellen, die nach ihrer Lebensstellung zur Führerschaft im großen oder kleinen berufen waren. Daran dachte man aber nicht. Alles rannte wirr durcheinander. Keiner wußte, an wen er sich zu wenden hatte und schließlich stürmte alles auf den ein, der so unvorsichtig war, sich vom Kommandanturstabe sehen zu lassen und der dann schleunigst flüchtete. Und Beschwerden wären genug zu schlichten gewesen.

So ging also die Sache unmöglich weiter und wir nahmen infolgedessen die Organisation in die Hand.

Aus den „Potsdamern" bildete ich ein Bataillon mit fünf Kompagnien, deren jede unter einem Kapitän-

Digitized by Google

leutnant der Reserve stand und auf die die Offiziere, Offizierstellvertreter, Reserveunteroffiziere, Einjährig-Freiwillige als Zugführer usw. gleichmäßig verteilt wurden.

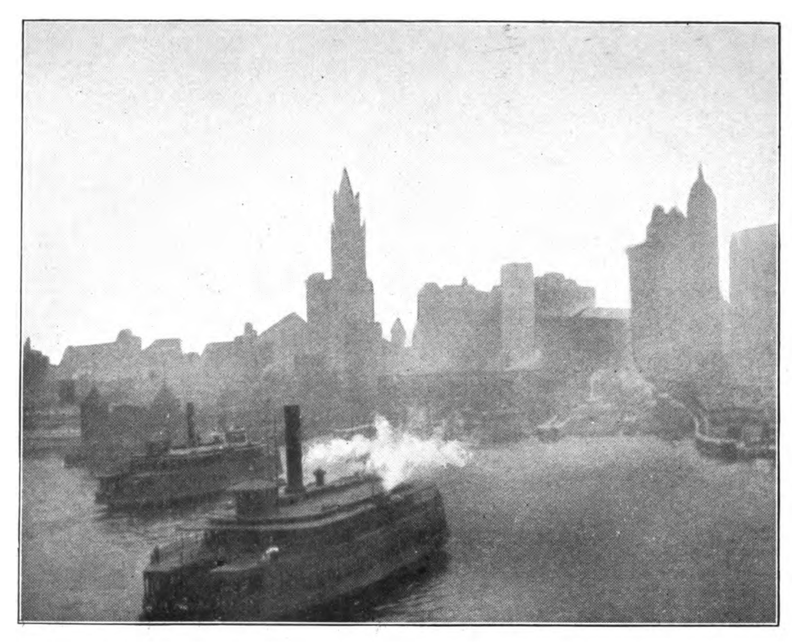
Es ist gewiß ein Zeichen des bei den Deutschen vorhandenen militärischen Geistes, daß sich jeder außerordentlich schnell in diese Organisation einpaßte. Wir sind ein Soldatenvolk, und für militärische Organisation hat jeder Deutsche ein Verständnis, auch wenn er nie den bunten Rock angehabt hat.

Nun wurden alle Beschwerden über mangelhafte Unterbringung und Verpflegung oder welcher Art sie auch sein mochten, auf dem Instanzenwege, wie bei einem richtiggehenden Bataillon, vorgebracht, geprüft und erledigt. Es wußte jetzt jeder, an wen er sich zu halten hatte, aber auch jeder Vorgesetzte, daß er für die ihm durch Zufall Uebergebenen zu sorgen verpflichtet war. Die Listenaufstellungen — und etwa jeden zweiten Tag wurde eine neue angefertigt — erfolgten spielend, während bei fehlender Organisation die Engländer damit wohl überhaupt nicht zu Rande gekommen sein würden. So wurde nach Möglichkeit dafür gesorgt, daß jedem das Seine wurde.

Eine wertvolle Stütze des Bataillons war Oberleutnant a. D. Graf B., der durch sein gewandtes Wesen, und da er vorzüglich die englische Sprache beherrschte, im weitesten Sinne den Dolmetscher nicht nur für das Bataillon, sondern für das ganze Lager abgab.

Der Kommandant, die einzige fühlende Brust unter den englischen Larven, war von der Organisationsidee,

Digitized by Google



Einfahrt in den Hafen von Neuyork.
Blick auf die „Wolkenkratzer" (sky-scraper).

Digitized by Google

Digitized by Google

die ihm der Graf auf meinen Wunsch auseinandersetzte, entzückt.

Es war aber wieder ein Zeichen davon, daß dem Engländer jegliches militärische Gefühl abgeht, daß der Colonel dem Grafen die Kommandogewalt über das Bataillon geben wollte. Dieser lehnte sie natürlich mit dem Hinweis ab, daß ich der Führer des Bataillons sei. Ich würde mir auch einen englischen Kommandogewaltigen schwerlich haben gefallen lassen!

Also ich erhielt die Kommandogewalt, und damit war die Sache in Ordnung. Im übrigen habe ich von ihr selbstverständlich keinen Gebrauch gemacht. Aber auch nach Auflösung des Bataillons wurde grundsätzlich nichts vor das Forum der englischen Behörden gebracht, sondern alles immer unter uns erledigt. Nur ein Diebstahlsfall, der zudem nicht die „Potsdamer" betraf, wurde den englischen Behörden zur Aburteilung übergeben. Einen Dieb sollte das Deutschtum nicht decken.

Am 16. September legte ich das Kommando über das Bataillon nieder. Alle Offiziere folgten meinem Beispiel.

Die Veranlassung war folgende:

Am 4. September erschien auf unserer Stube unerwartet ein riesenlanger Herr, der sich bald als ein alter Bekannter von mir aus der großen Bude am Königsplatz herausstellte, Major R. vom Kriegsministerium.

Dem war es auch eigentümlich ergangen.

Er war beauftragt worden, nach Mexiko zu gehen und von dort über die kriegerischen Ereignisse, die sich

Digitized by Google

in diesem Lande, dessen Bevölkerung ebenso revolutionär wie sein Boden ist, abspielten, zu berichten. Auch ihn zwang der Kriegsausbruch nach Neuyork zurück. Er schiffte sich auf der nach Genua dampfenden „Caserta“ ein, wurde von den Engländern mit vielen Gefährten nach Gibraltar gebracht — und von da konnte er also ebenso sehnsüchtig nach NO schauen, wie wir von Dorchester nach SO.

Aber ein leibhaftiger aktiver Major war den Engländern in Gibraltar viel zu gefährlich, und so wurde er denn eines schönen Tages auf ein nach England gehendes Truppentransportschiff gesetzt und nach dem Lande der Plumpuddings befördert. Und so erschien er eines Tages im Lager von Dorchester.

Wir rückten auf unserer Stube zusammen und gewährten dem freudig begrüßten Ankömmling in Anbetracht des Riesenmaßes seines Leibes die doppelte Bodenfläche, die sonst der einzelne beanspruchte.

Major R. wurde nun am 16. September in Begleitung eines riesigen schwert- und pistolenbewaffneten schottischen Offiziers nach einem Offizierlager nach Wales — übrigens einer ehemaligen Irrenanstalt — „abgeschoben“.

Obgleich uns alle also England als kriegsgefangene Offiziere ansah, machte es doch in der Behandlung der aktiven und inaktiven einen Unterschied und gewährte jenen — wenigstens in diesem Einzelfall — was es diesen versagte.

Als am 15. September Major R. von seiner Ueberführung benachrichtigt wurde, wanderte ich mit

Digitized by Google

dem dolmetschenden Grafen zum Kommandanten und ließ ihm erklären, daß ich unter diesen Umständen nicht das Bataillon weiter führen könne; ich sei dem Patent nach älter als Major R. und beanspruche daher zum mindesten dieselbe Behandlung. Das wäre in Deutschland nun mal so der Brauch!

Mit mir erklärte sich das Offizierkorps solidarisch.

Dem Colonel war die ganze Sache sichtlich peinlich. Er telegraphierte sofort an die War office und ersuchte um meine Ueberführung in ein Offizierlager.

In einem Bericht am folgenden Tage forderte er dann diese Vergünstigung auch für alle Offiziere.

Man kann also nicht sagen, daß es die Kommandantur an Entgegenkommen fehlen ließ — wohl aber wie immer die War office — denn sie ließ wieder nichts von sich hören.

Wir legten also alle unser Amt nieder.

Es wurden nun aus den Offizieren, Offizierstellvertretern, den Gefangenen, die das „Einjährige" hatten, besondere Abteilungen gebildet. Die früheren Kompagnien blieben bestehen, nur wählten sie sich aus ihren Reihen ihre eigenen Führer. Es war so gut vorgearbeitet worden, daß sich diese Umwandlung glatt vollzog.

Für uns begann nun so etwas wie ein Herrenleben. Wir kamen uns als Pensionäre vor. Es war aber immerhin doch bezeichnend, daß die Leute bei schwierigen Fragen wieder ihre alten Hauptleute aufsuchten. Die erste Organisation muß doch nicht schlecht gewesen sein!

Digitized by Google

Die Feststellung der Vollzähligkeit bot auch bei den neugebildeten Abteilungen keine Schwierigkeiten, wenn nur die Listen in Ordnung gewesen wären, woran es aber immer haperte.

Man merkte es der Kommandantur an, daß sie nicht sicher war, das Verschwinden eines Gefangenen rechtzeitig feststellen zu können.

Sie kam daher schließlich auf die Idee, alle Gefangenen stubenweise antreten und sie so verlesen zu lassen. Und dabei blieb es denn.

Am 27. August trafen die ersten wirklich Kriegsgefangenen, Kürassiere vom Regiment 4, ein, die auf Patrouille gefangengenommen worden waren.

Sie brachten uns die ersten heißersehnten Nachrichten, wie sich die Mobilmachung und der Aufmarsch des deutschen Heeres vollzogen hatten, denn davon hatten wir ja keine Ahnung.

Am 4. September kamen noch weitere vier Kriegsgefangene und am 18. Oktober noch neun, so daß sie 16 an der Zahl waren.

Unsere Soldaten erzählten, daß sie in Frankreich Angriffen des Militärpöbels ausgesetzt gewesen seien und es nur ihren englischen Begleitmannschaften zu verdanken hätten, wenn sie mit dem Leben davongekommen wären. Einem von ihnen hätte man englische Uniform angezogen, weil er anders nicht zu schützen war.

Digitized by Google

Ihre Berichte wurden von uns verschlungen. Immer und immer wieder wurden sie über die kleinsten Einzelheiten ausgefragt, immer wieder mußten sie erzählen, was sie für einen Auftrag gehabt hätten, wie sie geritten wären, wie sie gefangen wurden usw. Dieses hatte nun eine sehr begreifliche Rückwirkung auf unsere Helden. Sie suchten, schon um dem ewigen Einerlei der Darstellung aus dem Wege zu gehen, ihre Erlebnisse nach Noten auszuschmücken und den eigenen Anteil an verschiedenen Gefechtsepisoden erheblich stärker hinzustellen, als er gewesen sein konnte. Einzelne „sohlten“ sogar entsetzlich. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn schließlich einer erzählt hätte, daß „er“ die Kavalleriedivision geführt habe oder daß durch sein Hinzutun eine deutsche Brigade vor einem Sedan bewahrt worden sei. Menschlich, allzu menschlich! Ein verständiges Bild von den Heeresbewegungen erhielt man eigentlich erst durch die kriegsgefangenen Unteroffiziere, die am 18. Oktober im Lager eintrafen.

Es fehlte nicht an der Absicht, einen Teil der Leute zu beschäftigen. So wurde von der Kommandantur der Versuch gemacht, Leute zur Erntearbeit gegen Entgelt (ein Schilling für den Mann) heranzuziehen. Die Verpflegung durch die englischen Farmer war aber eine so gemeine, daß sich unsere Leute weigerten, die Arbeit zu Ende zu führen. Ihre Beschwerden fanden auch eine verständige Würdigung durch den Kommandanten, der für die Zukunft untersagte, daß Kriegsgefangene zur Erntearbeit gingen.

Digitized by Google

Am 8. Oktober wurden von den Dorchesterleuten 450 nach dem Lande der schwanzlosen Katzen, nach der Isle of Man abgeschoben.

Es handelte sich dabei um solche Gefangene, die nichts zu beißen und zu brechen hatten. Nur als Führer oder Aufsichtsorgane waren ihnen 15 Vizefeldwebel oder Vizewachtmeister zugeteilt worden.

Morgens um 1/25 Uhr ging es nun los mit „Freut euch des Lebens". Es entspann sich in den Baracken ein geschäftiges Treiben; treppauf, treppab stürmte es, Koffer wurden gewälzt, kurz, der Teufel war so los, daß auch die Zurückbleibenden von ihren Lagerstätten aufgejagt wurden.

Vor dem Stabsgebäude hatte die Begleitmannschaft einen Ring gezogen, in dem sich die „Manleute" rangierten.

Der Colonel und sein Adjutant, die beiden Dolmetscher und einige Vertrauenspersonen zählten immer und immer wieder nach.

Die Sache stimmte nicht.

Schließlich kommen zwei Verspätete an: Herr Zw. und Herr W.

Wieder geht das Zählen los. Es stimmt immer noch nicht. Nun drängt die Abfahrt.

Die Kolonne setzt sich in Bewegung, während die Kapelle das übliche Abschiedslied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" anstimmt.

Hüte werden geschwenkt, ein Hurra ertönt nach dem andern und dann schließen sich die Tore hinter den „Ausgewiesenen", denen wohl zum Teil das Weinen

Digitized by Google

näher stand als das Lachen, hatte sich doch zwischen Davonziehenden und Zurückbleibenden manches gute kameradschaftliche Verhältnis ausgebildet, dessen Pflege nun schwieriger wurde. Es sollten vier Mann beim Auszug gefehlt haben, aber es kam die volle Zahl auf der Insel Man an. Das Zählen ist eben keine ganz einfache Sache. Zunächst lauteten die Nachrichten von den nach der Insel Man versetzten Leute nicht ungünstig, diese konnten ja am besten einen Vergleich ziehen.

Aber dann trafen Klagen über Klagen ein.

Es ist ja auch bekannt, daß die schlechte Verpflegung in dem Lager Man schließlich am 19. November zu einem Aufstande führte, der traurig genug für die Gefangenen verlief! Fünf von ihnen wurden von der Wache totgeschossen und etwa 15 verwundet.

Nach der Lagerordnung waren drei Appelle vorgesehen. Der Frühappell, und bei schlechtem Wetter auch die übrigen, fanden auf den Stuben statt. Es wurde bei den Stubenappellen nur festgestellt, daß alle da waren. Bei den beiden anderen Appellen traten die Abteilungen an und die Gefangenen wurden verlesen. Bei dem Bataillon machte sich die Sache einfach so, daß die Führer die Vollzähligkeit ihrer Kompagnien dem Bataillon meldeten und dieses dann die Meldung an den Captain M., der die Appelle abzuhalten hatte, weitergab. In der Regel wurde dann nur eine Kompagnie zur Kontrolle verlesen. Die Ballhornisierung deutscher Namen durch einen der beiden Dolmetscher, Mr. R., dem dieses Amt oblag,

Digitized by Google

bildete eine ständige Quelle der Heiterkeit. Dazu kam, daß dieser Unglücksmann nicht unbeträchtlich stotterte und daß ihm mit T oder S anfangende Namen nur unter unglaublichen Grimassen und nach vielen Anläufen gelangen.

Mr. R. war im Gegensatz zu dem andern Dolmetscher, der vor Kriegsausbruch bei einem Londoner Bureau der Hapag als Dolmetscher angestellt gewesen war, nicht sehr beliebt. Er behandelte vielfach die Gefangenen schroff. Aber ich glaube, daß daran zum großen Teil sein Stottern mit schuld war, das er zu verdecken sich bemühte. Ich persönlich habe jedenfalls keinen Grund zur Klage gehabt.

Die Zeit des Aufstehens war uns überlassen. Aber die Langschläfer kamen nicht auf ihre Kosten. Durch die geringe Anzahl von Waschgelegenheiten — und das Waschen war bei dem im Lager herrschenden Schmutz eine sehr wichtige Prozedur — erstreckte sich dieser Akt bei einer Stubengemeinschaft auf eine Zeitdauer von über zwei Stunden und es war daher nötig, daß die ersten mit der rosenfingerigen Eos aufstanden.

Unsere „Wohnsalons" hatten Gasbeleuchtung, d. h. irgendwo streckte sich ein nackter Gasarm in die Stube, dessen kleine flackernde Flamme gerade genügte, den Raum notdürftig zu erhellen.

Das Bedürfnis nach Verfeinerung und besserer Beleuchtung veranlaßte uns, die flackernden Lichter in Glühstrümpfe zu bannen.

Um zehn Uhr abends mußten aber alle Lichter gelöscht werden.

Digitized by Google

Natürlich störte diese Bestimmung immer die auf den einzelnen Buden tätigen Skatzirkel.

Man konnte aber sicher sein, daß, wenn nur fünf Minuten über der Zeit das Licht weiterbrannte, von unten her die rauhe Stimme des Quartiermeisters ertönte: „Light out please“, dann hieß es im Dunkeln kämpfen oder es gab dann immer Unannehmlichkeiten.

Wir kamen also auf den Gedanken, nach guter deutscher Sitte den Zapfenstreich blasen zu lassen.

Der zu dieser wichtigen Funktion ausersehene Trompeter gehörte zu einer der Kapellen, die die Engländer von der „Washington“ und dem „Prinzen Adalbert“ heruntergeholt hatten.

Nun wurde einmal der deutsche Infanteriezapfenstreich, ein andermal die Kavallerieretraite oder der übrigens sehr hübsche ungarische Zapfenstreich geblasen.

Jetzt wurden die eifrigsten Skatdrescher ohrenfällig daran erinnert, daß die Zeit zum „Stoppen“ gekommen war.

Lichter durften nicht gebrannt werden.

Als der Kommandant erfuhr, daß dieses Verbot, das übrigens für die Bodenräume wegen der Feuersgefahr durchaus berechtigt war, übertreten wurde, durfte der Kantinier keine Lichte mehr an uns verkaufen.

Nun war Holland in Not!

Auf den Stuben konnte man zwar die Lichter entbehren, aber nicht im Stall, wo zu Abend gegessen und nachher Skat gespielt wurde. Hier brannten aber nur zwei dürftige Gasflämmchen, deren Leuchtkraft nicht aus-

Digitized by Google

reichte, um mit Sicherheit ein Schweinekotelett von einer Schuhsohle unterscheiden zu können.

Wir wurden also vorstellig und der Colonel gestattete daraufhin, daß einer von uns Lichter kaufen durfte und diese dann an die andern abgab.

Der Kommandant des Lagers war ein englischer Oberst der Reserve, der jahrelang in Indien gedient hatte. Ein liebenswürdiger, feiner, aber etwas ängstlicher Mann. Er gab sich sichtlich alle Mühe, den Gefangenen ihr hartes Los zu erleichtern. Leider fanden seine auf eine Verbesserung unserer Lage gerichteten Vorschläge bei dem englischen Kriegsministerium, der War office, nur selten Gehör, wie überhaupt alles Üble, alle Verschärfungen aus London kamen.

Täglich ging der Commander, Colonel Bloch, mit seinem Stabe das Lager ab.

Zu dem Stabe gehörten auch einige Royal Scots mit den unvermeidlichen Spazierstöckchen in der Hand. Alle 8 bis 14 Tage erschien irgendein General aus London, um das Lager zu besichtigen. Zweifellos wurden diesem alle Beschwerden durch den Commander vorgetragen; aber Abhilfe wurde nie geschaffen.

Dem Commander beigesellt war ein älterer Hauptmann der Reserve, Captain Maxwell, der deutsch sprechen sollte, aber es nur wenig konnte. Man sagte ihm nach, daß er ein Deutschenhasser sei. Inwieweit das zutrifft, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls konnte

Digitized by Google

man ihm nicht ein besonders verbindliches aber auch kein allzu schroffes Wesen nachsagen.

Ende November wurde er zum Stabe des englischen Oberbefehlshabers in Ägypten, mit dem er verwandt war, kommandiert. Seine Stelle wurde nicht wieder besetzt und der Colonel mußte sich nun ohne Adjutanten behelfen.

Der Kommandanturstab wurde nach der ärztlichen Seite hin ergänzt durch einen Zivilarzt, der in Dorchester eine Klinik hatte, in der Stadt als tüchtiger Fachmann „galt" und dementsprechend von der Bevölkerung auch in Anspruch genommen wurde. Er beschränkte daher seine Tätigkeit im Lager nur auf die Untersuchungen und hatte unverkennbar die Neigung, mit seinem Nebenamt, als welches er die Behandlung der Kranken im Lager ansah, so schnell wie möglich fertig zu werden.

In den Krankenstuben des Lagers, dem Hospital, waren die Kranken geradezu verwahrlost.

Skandalöserweise wurden ihnen innere Arzneimittel und die zutreffende Krankenkost nur dann verabreicht, wenn sie in der Lage waren, es zu bezahlen.

Des öfteren veranstalteten wir Sammlungen, damit wenigstens das Notwendigste für die Kranken geschehen konnte. Die Art, in der für die Kranken gesorgt wurde, ist geradezu ein Schandfleck für einen Kulturträger, wie es das englische Volk sein will.

Überhaupt fiel alles, was nur irgendwie Kosten verursachen konnte, stets auf Widerstand bei den englischen Behörden.

Digitized by Google

So wurden unheilbare Kranke auch nur unter der Bedingung entlassen, daß sie die Kosten der Beförderung selbst tragen wollten, sonst konnten sie eben dableiben. Auch hier mußte des öfteren eine kameradschaftliche Hilfsaktion einsetzen.

Alle, die sich an den Arzt wegen einer Krankheit wandten, sah er für Simulanten an. Sicher mag es der eine oder der andere gewesen sein, aber es gab doch viele Fälle, in denen selbst ein Tierarzt mit Leichtigkeit hätte feststellen können, daß der Zustand des Kranken mit seinen Aussagen übereinstimmte. Aber der Mühe dieser Feststellung unterzog sich der Äskulapbeflissene nicht weiter; es waren eben Simulanten, und damit basta.

Glücklicherweise war die Lage des Lagers eine so gesunde, daß Seuchen, wie Diphtheritis, Typhus, Ruhr usw. nicht auftraten, sonst hätte es bei der Über füllung des Lagers und der durchaus mangelnden ärztlichen Fürsorge wohl übel um uns ausgesehen.

Die meisten der Gefangenen sprachen Englisch, denn sie gehörten ja zum großen Teil den Seefahrern an. Es waren auch zwei Dolmetscher dem Commander zugeteilt, die aber durch Listenführen, durch die Zensur der Briefe und alle möglichen anderen Sachen so überlastet waren, daß sie sich dem eigentlichen Zweck nur wenig widmen konnten.

Die Bewachung lag im Anfange den Royal Scots ob. Sie gehörten einem nordischen Regimente an, das sich geweigert haben soll, nach dem Kontinent zu gehen und zur Strafe nun nach Dorchester gekommen war.

Digitized by Google

Ich habe selten eine so undisziplinierte Gesellschaft kennen gelernt.

Eigentlich liegt in diesem Urteil eine Undankbarkeit, denn wir Gefangenen zogen aus der Undisziplin den größten Gewinn.

So war es verboten worden, Zeitungen zu beschaffen und das mit gutem Grunde, denn der Einblick in die englische Presse wäre gerade nicht geeignet gewesen, uns in der Furcht des Herrn zu erhalten.

Die besten und ergiebigsten Zeitungshändler waren für uns aber die Schotten, die gerade diesen Schmuggel verhindern sollten.

Aber nicht nur das, sondern auch der verbotene Whisky wurde von ihnen gegen teures Geld denen gebracht, die nun einmal den Alkohol nicht entbehren konnten.

Oft genug sahen wir die Posten Karten spielen oder Zeitungen lesen und sich so die zweistündige Wache verkürzen.

Am Tage vor unserer Ankunft war ein Schotte total betrunken von seinem hohen Gerüst heruntergefallen und mußte durch weichherzige Gefangene wieder auf seinen hohen Thron befördert werden.

Einmal sollten die Scots Gefangene abholen.

Sie zogen wohlgerüstet mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Seitengewehr aus den Toren heraus. Der Einzug gestaltete sich aber ganz anders, denn da waren die Soldaten total betrunken in der Mitte und wurden von den Gefangenen eskortiert, die sich die Mützen der Soldaten aufgesetzt hatten und ihre Gewehre trugen. Ein erquickendes Bild! Photographische

Digitized by Google

Aufnahmen waren wohl mit gutem Grunde im Lager verboten.

Bei einem Posten bemerkten wir, wie er sich einer ganz eigenartigen und für uns zunächst rätselhaften Beschäftigung hingab. Er entfernte nämlich aus jeder Patrone das Geschoß, schüttete das Pulver auf den Boden seines Gerüstes und dann setzte er das Geschoß wieder ein. Plötzlich bekamen wir eine Ahnung von dem Grund des Manövers, als er mit einem Streichholz herumfackelte. Er hatte mit dem Pulver irgend eine Figur gestreut und freute sich nun diebisch, wie es abbrannte.

Leider ereilte zu unserem großen Leidwesen diese Royal Scots auch ihr Geschick, sie hatten sich mit der Regierung irgendwie geeinigt und kamen nach dem Kontinent.

Am Tage vor dem Ausmarsch konnte man von ihnen alle Armaturen, die man nur immer zur Erinnerung haben wollte, kaufen. Alles hatte seinen festen Preis: so war das Mützenemblem mit dem heiligen Patrick (?) für 2,50 Schillinge, die Achselklappenspange mit dem eingegossenen Namen „Royal Scot“ für 1 Schilling zu haben. Aber auch schottische Hosen, rote Paradejacken usw. fanden Abnehmer. Es ging sogar das Gerücht, daß einem Gefangenen einer der Scots sein Gewehr angeboten habe. Dieser, der überhaupt alles verkloppte, was nicht niet- und nagelfest war, muß halb nackend beim Ausmarsch erschienen sein.

Einer der Schotten bot sich auch an, Briefe nach Deutschland mitzunehmen.

Digitized by Google

Auf die Frage, was denn das für einen Vorteil für uns hätte, meinte er, daß „er“ mit dem Briefe schneller in Deutschland sein würde, als wenn wir unsere Nachrichten auf gesetzlich zugelassenem Wege befördern ließen. Das stimmte auch, denn schon nach zehn Tagen bekamen wir eine Karte von ihm. Er saß kriegsgefangen in Krefeld. Ahnungsvoller Engel!

Eigentümlich berührte es uns Deutsche, daß sich die Posten in der Nacht alle Stunden „Nr. X all well“ zuriefen. Das wird sie aber nicht gehindert haben, in der Zwischenzeit desto tiefer zu schlafen.

Anfangs wurden wir beunruhigt, wenn ein Posten schoß. Wir glaubten immer, daß irgend jemand über die Mauer geklettert wäre oder einen Posten attackiert hätte. Aber die Sache lag ganz harmlos. Die Posten spielten aus Langerweile mit der Sicherung und dem Abzuge und dabei lösten sich dann öfters ihre „Kanonen“ oder sie ließen ihre Gewehre von dem hohen Gerüst fallen. Später kümmerte sich auch kein Mensch mehr um diese tägliche und nächtliche Knallerei.

Daß ein Posten um Brot und Käse bat, weil er „Hunger habe“, will ich nur beiläufig erwähnen. Wir haben uns in diesen Fällen der Opfer englischer Knauserigkeit angenommen.

Das Bild änderte sich, als die National Reserve, die aus gedienten Soldaten besteht, die Bewachung übernahm. Sie war in Zivil und nur mit Militärmänteln und Militärmützen bekleidet und trug an beiden Armen eine rote Binde mit „N. R.“ Die National Reserve hatte ungleich mehr Disziplin als die

braven Schotten im Leibe. Wir mußten uns auch nach anderen Zeitungslieferanten umsehen, aber wenn man sucht, dann findet man ......

Die Landschaft um das Lager war reizend.

Soweit der Blick reichte, sah er auf Grünes.

Westlich am Lager stieg das Gelände in breiten grünen Flächen zu einem alten römischen Kastell an. Auf diesem sanft ansteigenden Hang pflegte sich ganz Dorchester zu versammeln, um den Klängen unserer Kapelle zu lauschen und in respektvoller Entfernung die „wilden deutschen Tiere“ zu besichtigen.

Im Lager standen einige alte herrliche Bäume, die das Entzücken jedes Landschafters bilden mußten.

Ganz herrlich waren die Sonnenuntergänge, so schön, wie ich sie selbst nicht in den Tropen gesehen habe. Der Himmel mischte hier seine schönsten Farben zu einer herrlichen Sinfonie. Wohl selbst der eingefleischteste Materialist konnte sich diesem Zauber nicht entziehen.

Unter einer uralten Kastanie wurde Sonntag nachmittag durch den Pfarrer von Dorchester protestantischer Gottesdienst abgehalten, der zum größten Teile nur im Singen von Chorälen bestand. Die sehr kurze Predigt erfolgte halb deutsch, halb englisch.

Am Schlusse des ersten Gottesdienstes fragte uns der leidlich deutschfreundliche alte Pfarrer, ob wir nicht ein vaterländisches Lied singen wollten.

„Natürlich!, die Wacht am Rhein!“

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kapelle setzte ein und alsbald hallte unser deutsches Lied über das Lager, von allen aufgegriffen, die es hörten. Um gestörtes Gleichgewicht wieder herzustellen, meinte nun aber der Pfarrer, daß wir ihm zum Dank noch „God save the king" singen möchten. Das taten wir denn auch, aber es wurde: „Heil Dir im Siegerkranz" daraus! Diese beiden Lieder wurden dann zur ständigen gottesdienstlichen Einrichtung.

Mit den Edinburgern kamen auch zwei deutsche Pfarrer zu uns, von denen einer denn am Sonntag vormittag predigte. Für geistliche Nahrung war also nun genügend gesorgt. Nur die Musik vermerkte die gottesdienstliche Vermehrung unangenehm, da sie nun dreimal Choräle blasen mußte, denn auch für die Katholiken wurde jeden Sonntag die Messe gelesen. Sie behauptete, eine derartige Beanspruchung ihren Lungen nicht zumuten zu können und streikte bei dem Edinburger Pastor.

Darob Empörung bei der Christenwelt, die bei diesem ihren geistlichen Zuspruch holte.

Der Kapellmeister zog sich durch den Hinweis aus der Affaire, daß er Israelit sei.

Hierauf drohten die Edinburger Anhänger, bei den abendlichen Konzerten ihren Obolus in der Tasche behalten zu wollen; die anderen wollten aber doppelt geben, da sie sich mit den Edinburgern nicht solidarisch erklärten.

Es brach also ein Kirchenstreit auf musikalischer Grundlage aus, der auf das gute kameradschaftliche Verhältnis schon seine Schatten zu werfen anfing. Schließlich einigte man sich. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich nicht weiß, wie die Lösung erfolgte, ob sich

Digitized by Google

die Kapelle teilte oder abwechselnd bei dem einen und anderen der geistlichen Herren spielte. Jedenfalls war wieder Frieden im Lager.

Ich habe schon erwähnt, daß und auf welche Weise wir ziemlich regelmäßig englische Zeitungen bekamen.

Eine eigenartige Erscheinung war es, daß einige von diesen auch deutsche Siege brachten, von denen die Geschichte nichts wird berichten können. Andere Zeitungen dagegen schwiegen sich über unsere zweifellosen Erfolge grundsätzlich aus. Aber schließlich konnte auch eine so „zurückhaltende" Zeitung wie die Times sie auf die Dauer doch nicht verschweigen, und dann hatten wir eine desto zweifellosere Bestätigung in den Händen.

Im übrigen war es auch gut, daß eigentlich nur günstige Nachrichten uns zu Ohren kamen, mochten sie auch manchmal nicht zutreffen oder nur vorausgeahnt sein. So brachte eine Zeitung schon am 2. Oktober die Nachricht, daß Antwerpen gefallen und der König von Belgien mit 100000 Mann in deutschen Händen sei. Bekanntlich ist Antwerpen aber erst am 9. Oktober gefallen, und der Gewinn an Gefangenen war ja erheblich kleiner.

Alle diese Siegesnachrichten wirkten belebend und hebend auf unsere Stimmung und trugen sicher nicht wenig dazu bei, uns unsere Lage erträglich zu machen, wenngleich natürlich jeder das Bedauern hatte, nicht mit „dabei gewesen" zu sein.

Nur einmal herrschte im Lager eine seelische Tiefstimmung, als nämlich der Daily Telegraph in Übereinstimmung mit anderen Zeitungen die Mitteilung

Digitized by Google

brachte, daß die Russen zwei deutsche Armeekorps gefangengenommen hätten. Es stellte sich schließlich heraus, daß die Berichterstatter aus dem glücklicherweise sehr verfrühten Anfordern des russischen Oberkommandos von 48 Leerzügen nach Lodz den Schluß gezogen hatten, daß die umzingelten zwei deutschen Korps „kapituliert" hätten.

Die Nürnberger kriegen keinen, sie hätten ihn denn!

Glücklicherweise wurde in den nächsten Tagen die Nachricht widerrufen. Im Lager schien wieder die Sonne!

Für uns alle war es doch ein eigentümliches Gefühl, in Dorchester wie im tiefsten Frieden zu sitzen, und dabei zu wissen, daß unsere Kameraden nun schon seit Wochen ständig kämpften. Für diese Helden des Schützengrabens würde wohl unsere jammervolle Bude noch ein Götteraufenthalt gewesen sein, aber sie trugen dafür den Sieg auf ihren Fahnen nach Frankreich und Rußland hinein.

Nichts von der großartigen Volksbewegung bei Ausbruch des Krieges hatten wir gespürt, nichts vernahmen wir von der jubelnden Begeisterung, die die deutschen Siege in der Heimat entfachten. Wir saßen in Dorchester zu einem Nichtstun verurteilt in einer Zeit, wo sich jede deutsche Hand regte, wo jedes deutsche Herz aufflammte. Es war ein hartes Los, das uns die Nornen erkiest hatten!

∞

Recht übel sah es zunächst mit der Verbindung nach der Heimat aus.

So dauerte es fast einen Monat, bevor ich die erste heißersehnte Nachricht von meiner Frau bekam. Und andere schienen noch übler dran zu sein, denn der Vater

Digitized by Google

meines Reisegenossen schrieb am 7. November an mich, daß er noch keine einzige Nachricht von seinem Sohne habe, und mich um eine Nachricht bäte, wie es diesem ginge. Auch das mußte sich alles einrenken und bei der Schwerfälligkeit der englischen Behörden dauerte es eben beträchtliche Zeit, bis die Sache in Schwung kam.

Dabei wurde gerade im Anfang einmal der eben dürftig auflebende Briefverkehr aus einer recht sonderbaren Veranlassung unterbrochen.

Eines schönen Tages stand nämlich an dem schwarzen Brett der Kommandantur englisch und deutsch angeschrieben: *„Solange von seiten der deutschen Regierung das Versprechen bezüglich Austauschens der Kriegsgefangenlisten und Kriegsgefangenen-Korrespondenz nicht gegeben wird, werden alle Möglichkeiten für Empfang und Versand von Briefen, sowie für Besucher bis auf weiteres aufgehoben. Dies betrifft nicht die österreichischen Staatsangehörigen."* Glücklicherweise wurde schon nach einigen Tagen ein Strich durch dieses recht sonderbar begründete Verbot, das unglaublicherweise auch auf Telegramme ausgedehnt wurde, gemacht. Wenn uns nun auch die Maßregel durch ihre kurze Dauer nicht allzu empfindlich traf, so ist sie doch hier erwähnt worden als Zeichen der Weltfremdheit des die Welt beherrschenden Englands.

Man wollte doch anscheinend durch diese Verordnung einen Druck auf die deutsche Regierung ausüben und schlug dazu den verkehrtesten Weg ein.

Hätte die englische Regierung nur etwas Verstand gehabt, so würde sie die Aufhebung des Briefverkehrs

Digitized by Google

nur angedroht und dann durch die daraufhin einsetzenden Beschwerden der Gefangenen bei ihren Angehörigen das wahrscheinlich schnell erzielt haben, was sie wünschte.

Alle Briefe aus Deutschland passierten eine doppelte Zensur, erst die deutsche und dann die englische.

Die Kriegsgefangenen kamen dadurch in ein eigentümliches Dilemma. Ließen sie ihre Briefe von ihren Angehörigen englisch schreiben, so trat naturgemäß eine Verzögerung bei den deutschen Zensoren ein. Ließen sie sie deutsch schreiben, so stapelten sie sich bei der englischen Zensur auf. Im allgemeinen dauerte es aber immer vierzehn Tage bis drei Wochen, bis ein Brief aus Deutschland zu uns kam. Aber wieviele von den eingehenden Briefen mögen überhaupt in dem Papierkorb der Engländer verschwunden sein? Schade, daß sich das kaum jemals wird feststellen lassen. Nach meinen eigenen Erfahrungen muß es einen hohen Prozentsatz ausmachen.

Zunächst lag die Zensur eintreffender Briefe den Dolmetschern in Dorchester ob; später fand sie, ebenso wie von Anfang an bei den von uns aus abgeschickten, in der War office statt.

Die Dolmetscher konnten auch das ihnen zugedachte Pensum von Zensur neben ihrem vielen Listenführen und sonstigen Obliegenheiten nicht im entferntesten bewältigen.

So war es kein Wunder, daß schließlich hunderte und aberhunderte von Briefen (man sprach sogar von über tausend) sich in dem Zensurkasten der Dolmetscher ein Stelldichein gaben. Beschwerden folgten auf Beschwerden. Sie alle trafen auf Verständnis beim Commander, der dann jedesmal in der Dolmetscherstube

Digitized by Google

ausfegte. Die Folge davon war, daß nun von den Dolmetschern zunächst einmal schleunigst die Briefe der „Querulanten" herausgesucht wurden, und diese dann wenigstens den Erfolg hatten, auf einmal 15 bis 20 Überfällige ausgeliefert zu erhalten. Auch dieser unerhörte Schlendrian, der uns ganz besonders traf, ist ebenso der Sparsamkeit der englischen Regierung wie ihrer Unfähigkeit, irgend etwas Verständiges zu organisieren, in die Schuhe zu schieben.

Durch die Zentralisierung der Zensur in London haben sich die Verhältnisse nicht verbessert, sondern verschlechtert.

Kein Wunder! Denn in London muß ja dadurch eine geradezu ungeheuere Menge von Briefen zusammengekommen sein.

Es war verboten, in den Briefen irgendeine Angabe politischer Natur, oder über den Krieg, oder auch nur über das Lager zu machen.

Sünder gegen diese Bestimmungen wurden mit Briefentziehung bestraft. In einigen Fällen war übrigens diese Strafe gerechtfertigt. So hatte ein Kriegsgefangener nach Hause geschrieben, daß in Dorchester schon über vierzig Typhusfälle vorgekommen seien. Derartige durchaus unwahre Nachrichten — denn, wie ich schon erwähnt habe, war der Gesundheitszustand im Lager sehr gut — hätten in hohem Maße die Angehörigen beunruhigen müssen, wenn der Brief abgesandt worden wäre.

Aber es war weniger gerechtfertigt, daß irgendwelche schärferen Äußerungen über englische Verhältnisse auch in dieser Weise geahndet wurden.

Auch bestrafte die Kommandantur diejenigen mit Briefentziehung, bei denen irgendwie festgestellt wurde,

Digitized by Google

daß sie den nach Deutschland Entlassenen Briefe mitgegeben hatten. Das konnte natürlich nur dann herauskommen, wenn der Empfänger unklugerweise in seinem Brief den Übermittler erwähnte. Denn dafür wurde jedenfalls von uns genügend gesorgt, daß dieser nicht beim Verlassen des Lagers und bei der Revision seines Gepäcks „geklappt" wurde. Not macht erfinderisch!

Die englischen Behörden hatten auch auf der Victoria-Station noch eine besondere Untersuchungsstelle für die entlassenen Gefangenen eingerichtet, wo deren Gepäck nochmals nachgesehen wurde und man auch keineswegs vor einer körperlichen Untersuchung zurückschreckte. Aber mir ist kein Fall bekannt geworden, wo einer als „unerlaubter Briefträger" abgefaßt worden wäre.

Im übrigen konnte man die Intelligenz der deutschen Frauen bewundern, die unter harmlosen Familiennachrichten uns alles das mitzuteilen wußten, was wir wissen wollten. Späterhin fiel es allerdings auch dem blödesten englischen Zensor auf, daß so viele Gefangene einen guten Onkel Michel besaßen und daß der ausgezeichnete Gesundheitszustand dieses guten Onkels immer so betont wurde. Aber eine ganz geraume Zeit lang behauptete er seine maßgebende Stellung in den Familiennachrichten.

Es war uns anfangs empfohlen worden, unsere Briefe an eine Deckadresse in einem neutralen Lande zu richten, was sehr verständig war. Dankenswerterweise hatten sich die deutschen Konsuln in Rotterdam usw. bereit erklärt, die Vermittlerrolle zu übernehmen.

Wie so oft, so hatte auch diesmal der Verstand bei der „hin- und herbefehlenden" War office nur

Digitized by Google

kurze Beine; ein paar Tage darauf wurde die Verfügung wieder aufgehoben.

Und da wußten wir denn gar nicht mehr, was wir machen sollten, da ein unmittelbarer Verkehr mit Deutschland damals noch ausgeschlossen war.

Ja, es wurde sogar verboten, irgend jemand in einem neutralen Lande eine Bestellung nach Deutschland aufzugeben. Mit welcher Kleinlichkeit die War office dabei verfuhr, mag aus folgendem erhellen:

In Deutschland war fälschlicherweise die Nachricht verbreitet worden, daß wir alle nach der Isle of Man gekommen seien. Infolgedessen kamen Briefe auf dem Umwege über Man, also mit einer weiteren Verzögerung mehrerer Tage zu uns.

Eine briefliche Richtigstellung hätte Wochen gedauert. Telegramme nach Deutschland wurden nicht befördert.

Ich telegraphierte indessen einer mir bekannten Dame in Zürich, durch deren Vermittelung ich Kleidungsstücke erhalten hatte, neben der Empfangsbestätigung: „inform Freiburg remaining Dorchester“ (Freiburg benachrichtigen, bin in Dorchester geblieben). Der Dolmetscher strich das „inform Freiburg“ weg, weil die Zensur so das Telegramm nicht durchlassen würde. Dadurch wurde zwar die an meinem Geschick anteilnehmende Dame von der Tatsache benachrichtigt; sie hat sich auch gewiß in ihrer Liebenswürdigkeit sehr darüber gefreut, daß ich nicht nach Man gekommen war und wird auch meine Höflichkeit anerkannt haben, daß ich ihr das sogar telegraphisch mitteilte, aber meine Frau in Freiburg blieb weiter im unklaren, wo nun eigentlich ihr „Sträf-

Digitized by Google

ling" saß. Nun schließlich renkte sich die Sache in beiden Staaten glücklicherweise so ein, als wenigstens der direkte Brief- (nicht Telegramm-) Verkehr freigegeben wurde.

Sehr bald wurde die Zahl der Briefe (und Postkarten), die jeder während der Woche schreiben durfte, auf zwei mit je höchstens zwei Seiten beschränkt.

Über die bei der Kommandantur wöchentlich eingelieferten Briefe der einzelnen Gefangenen wurden genaue Listen geführt.

Freundlicherweise erboten sich zwei Herren im Interesse der schnellen Beförderung der Briefe, diese Listen zu führen, woraus ihnen eine nicht unbeträchtliche Arbeit erwuchs. Selbstverständlich aber gab es wieder einige Herren, — denen man im übrigen nach ihrer Bildung eigentlich ein größeres Verständnis für die Lage hätte zutrauen können — die damit nicht einverstanden waren, „weil eine Verletzung des Briefgeheimnisses möglich sei" und auch einige sehr berechtigte, das heißt im Interesse der Briefschreiber getroffenen Maßnahmen der Listenführer so aufgefaßt wurden. Wie sollte aber ein Briefgeheimnis verletzt werden, da doch alle Briefe offen abgegeben werden mußten und wohl jeder verständige Mensch ihren Inhalt schon so abfaßte, daß ihn alle Welt lesen konnte! Es gab eine so erregte und auch in der Form so wenig maßvolle Debatte über diese Angelegenheit, daß ich sie mit zu den unerquicklichsten Szenen des Lagers zählen möchte.

Aber schließlich beruhigte sich auch die Opposition und es blieb glücklicherweise bei der nur auf eine schnellere Briefbeförderung hinzielenden Einrichtung.

Digitized by Google

Je mehr die Fühlung mit der Heimat begonnen hatte, um so zahlreicher stellten sich auch Pakete mit allen möglichen Liebesgaben ein. Sie wurden natürlich auch eingehend, besonders auf Zeitungen hin, untersucht, aber mir ist im übrigen kein Fall bekannt, daß Pakete verloren gegangen wären.

Daß Geld in einem englischen Lager keine Schimäre, sondern das einzige Mittel ist, sich das Leben erträglich zu machen, brauche ich nach dem früher Gesagten nicht erst zu begründen. Die Frage seiner Beschaffung wurde brennend, da niemand es in genügendem Maße besaß.

Auch hier konnte man wieder den Erfindungsgeist der Lieben zu Hause bewundern, die durch Aufspüren aller denkbaren Wege dem empfindlichen Mangel an gangbarer Münze abzuhelfen wußten.

Der eigentlich gegebenste Weg, der offizielle, nämlich durch die Amerikanische Botschaft in London, war zugleich der denkbar schlechteste, was ich mit einigen Angaben belegen möchte.

Für mich war am 9. Oktober Geld durch das Deutsche Auswärtige Amt an die Amerikanische Botschaft eingezahlt worden. Nach 1½ Monaten, am 22. November, erhielt ich von dieser hiervon Mitteilung mit der Aufforderung, mich entweder bei ihr persönlich (!) oder bei dem nächsten Amerikanischen Konsul zu legitimieren. Ich schickte hierauf dem Konsul in Southampton meinen Paß ein. Am 28. November teilte mir der Dolmetscher mit, daß ein Scheck über den Betrag von der Amerikanischen Botschaft eingelaufen

Digitized by Google

sei, und am 1. Dezember kam ich denn glücklich in den Besitz des Geldes. Also diese enorme Transaktion hatte fast zwei Monate gedauert.

Geld, das mir aus Dresden mit eingeschriebenem Brief geschickt wurde, brauchte sechs bis sieben Tage. Bureaukratie und Praxis!

Mit unserer Vertretung durch die Amerikanische Botschaft in London war es überhaupt recht übel bestellt.

Auf eine eingehende Beschwerde über die vielen Mängel des Lagers, über unsere mangelhafte Unterbringung, Verpflegung und Ausrüstung wurde uns nach Wochen von der Botschaft der Bescheid, daß sie „die Beschwerde an die zuständigen englischen Behörden weitergegeben habe".

Nun, um diese Antwort zu erhalten, hätten wir uns wahrlich den Umweg ersparen können.

Aber es gab immer noch unverbesserliche Optimisten, die da glaubten, doch noch etwas durch diese Botschaft erreichen zu können. Es bildete sich eine Kommission, der auch einige der in Amerika lebenden Deutschen „von gewichtiger Stellung" angehörten und diese setzte nun nochmals ein meisterhaft diplomatisches Schriftstück auf. Darin wurde unter anderem auch das anscheinend unerhörte Verlangen gestellt, daß die Amerikanische Botschaft doch wenigstens einmal irgendeinen Menschen nach Dorchester schicken möge, der die mündlichen Beschwerden entgegennehmen und sich durch Augenschein von ihrer Richtigkeit überzeugen könne.

Aber auch dieses hoffnungsvolle Schreiben hatte, soviel ich weiß, nicht den geringsten Erfolg.

Nur der amerikanische Konsul in South-

Digitized by Google

ampton ließ sich dankenswerterweise öfters sehen und zeigte überhaupt ein wärmeres Interesse für seine Schutzbefohlenen. Zunächst erregte er durch Eigentümlichkeiten in Figur und Kleidung ein nicht geringes Aufsehen in dem nach Neuigkeiten durstigen Lager. Gar mancher aber, der zuerst über ihn gelächelt hatte, mag ihm dann im stillen Abbitte geleistet haben, als er die Wirksamkeit dieses Freundes an sich oder anderen spürte.

Der amerikanische Botschafter soll übrigens ein Freund der Prohibitionsbewegung sein, also des gesetzlichen Verbotes alkoholischer Getränke in den Vereinigten Staaten. In unserem Lager befanden sich nun aber Vertreter großer Chicagoer Bierbrauereien und vielleicht wirkte ihn diese ihm natürlich bekannte Tatsache gerade nicht zu günstig auf seinen Eifer ein.

Jedenfalls war es mit unserer Vertretung so übel wie nur möglich bestellt.

Natürlich hatte wohl jeder von uns den Drang, auf irgendeine Weise frei zu kommen.

Die Hoffnung dazu wurde geweckt und genährt durch die besonderen Listen, die alle Augenblicke von der War office eingefordert wurden. Man war damals noch der Ansicht, daß die Sache doch irgendeinen Grund haben müsse. Einmal wurden die Namen der Wehrpflichtigen, dann der Nichtwehrpflichtigen, dann der Gefangenen unter 17 und über 55 Jahre, dann der Juden, der Kranken usw. verlangt.

Manch einer machte dabei wunderbare Wandlungen durch, je nachdem die Meinung im Lager in der einen oder anderen Liste das weitgeöffnete Tor der Freiheit sah.

Digitized by Google

Ein Fall ist mir besonders erinnerlich.

Ein Herr aus dem badischen Ländle war Vizewachtmeister der Reserve, als die Liste der Diensttauglichen verlangt wurde; er wurde plötzlich „unfähig für jeden Militärdienst", als die War office Verlangen nach den Namen der Dienstuntauglichen trug; dann wurde er Israelit (wie sich seine streng katholischen Verwandten damit abgefunden haben, weiß ich nicht); als die Freimaurer nach Mitgliedern ihres Bundes fragten, war er wohl auch Freimaurer; selbstverständlich war er aber auch totkrank und also auf der Krankenliste. Ich glaube, er hat sich lange den Kopf darüber zerbrochen, wie er den Engländern ein Alter unter 17 oder über 55 Jahren glaubhaft machen könnte. Aber er muß das Problem nicht haben lösen können, denn auf dieser Liste fehlte sein Name.

Als ich das Lager verließ, sagte mir der Dolmetscher, man müsse eigentlich einen Verein gründen von denen, die noch nicht auf irgendeiner Liste ständen, aber es sei nur ein einziger, und das lohne sich denn doch nicht.

Im Anfange unserer Gefangenschaft wurden einige der älteren, über 55 Jahre zählenden Herren nach London gegen Bürgschaft von zwei vermögenden Engländern beurlaubt. Sie sollen in der Hauptstadt aber ein nichts weniger denn beneidenswertes Dasein geführt haben.

Die Hotels wollten sie nicht nehmen, weil sie ständig durch die Polizei kontrolliert wurden und dadurch eine Beunruhigung der anderen Gäste eintrat. Wer sie aber nahm, übervorteilte sie desto gründlicher. Zudem mußten sie sich zweimal täglich auf der Polizei melden und waren auch sonst noch allen möglichen Schikanen

Digitized by Google

ausgesetzt. Für jemand, der nicht tadellos Englisch sprach, war das Unternehmen überhaupt gefährlich.

Wem es nun gelang, aus irgendeinem Grunde nach den Vereinigten Staaten entlassen zu werden, der mußte sich eidlich verpflichten, nichts zu unternehmen, was im gegenwärtigen Kriege England oder seinen Verbündeten zu schaden imstande wäre.

Der Wortlaut möge hier wiedergegeben werden: *They must be willing to make a declaration of neutrality towards this country and any country which is now or may be in alliance with ourselves during the present war.* (Sie müssen bereit sein, eine Neutralitätserklärung abzugeben gegenüber unserem Lande und allen Nationen, die mit uns verbündet sind oder sich im Laufe des gegenwärtigen Krieges noch mit uns verbünden werden.) Auch diejenigen, die als unheilbar Kranke nach Deutschland entlassen wurden, unterlagen übrigens derselben Verpflichtung.

Am 24. November wurde eine Bekanntmachung angeschlagen, wonach alle diejenigen, die bereit waren, „gegen Parole" nach Nord- oder Südamerika zurückzufahren, und zwar auf eigene Kosten, sich auf der Kommandantur zu melden hatten. Es konnten eigentlich nach Lage der Dinge nur diejenigen in Betracht kommen, die nicht mehr wehrpflichtig oder ausgemustert waren.

Die Bedingungen wurden zudem auch noch dahin verschärft, daß die Betreffenden sich verpflichten sollten, Amerika während des Krieges nicht zu verlassen.

Nicht alle hatten eine richtige Auffassung von der Schwere dieser Verpflichtung, deren Eingehen jeden Wehrpflichtigen in einen üblen Konflikt mit seinen

Digitized by Google

deutschen Pflichten bringen mußte. Nach einer eingehenden Belehrung durch ältere Kameraden schmolz glücklicherweise der vordem stattliche Haufen der „Amerikagänger" erheblich zusammen und schließlich waren auf der Liste bis auf wenige Ausnahmen nur die Namen derjenigen vertreten, denen die Annahme der englischen Forderung auch nach strenger Auffassung möglich gewesen wäre.

Der Zweck, den die englische Regierung mit der Aufforderung verfolgte, war wohl zweifellos der, die Kosten für die Kriegsgefangenen im Budget herunterzusetzen.

Im übrigen ging es mit dieser Liste wie mit ihren Vorgängern: mit ihrer Aufstellung war die Sache auch schon zu Ende. Wen der britische Löwe einmal in seinen Krallen hat, den läßt er nicht so leicht wieder los!

So war weiterhin immer die Rede davon, daß die Jungens unter 17 Jahren — und deren waren 60 bis 70 im Lager — in die Heimat zurückgeschickt werden sollten. Auch hier wurden wieder Listen über Listen angefertigt. Aber von einer Entlassung ist jedenfalls bis Ende 1914 nicht die Rede gewesen. Der wahrscheinliche Gedankengang des „Armeen aus der Erde stampfenden" Lord Kitchener ist wohl der gewesen: der Krieg kann noch drei Jahre dauern, dann ist aber der 15jährige Junge 18 Jahre alt, also wehrpflichtig und bildete einen achtbaren Gegner für England. Also, denkt Kitchener, halten wir sie lieber gleich alle fest!

Schade, daß keine Säuglinge im Lager waren. Man hätte dann die Auffassung des Feldmarschalls über die mögliche Höchstdauer des Krieges wohl mit einiger Sicherheit feststellen können.

Digitized by Google

Interessant war es zu beobachten, wie sich die Kriegsgefangenen zu dem ihnen auferzwungenen Unterordnungsverhältnis unter englische Offiziere stellten.

Die Lage war für das Verständnis unserer Leute nicht einfach. Wenn uns auch die englische Behörde als Kriegsgefangene ansah, so hatten doch durchaus nicht alle das Gefühl, es zu sein. Es war ja auch unter den Gefangenen eine ganze Anzahl, die aus irgendeinem Grunde nicht wehrpflichtig war und nicht gedient hatte, bei denen man also auch nicht von „kriegsgefangen" sprechen konnte. Dieser Begriff traf ja eigentlich nur für Wehrpflichtige zu, die die Absicht gehabt hatten, nach Deutschland zu fahren, um sich dort der Armee zur Verfügung zu stellen.

Anderseits war man in der Gewalt des Feindes und mußte alles vermeiden, was diesem etwa eine Handhabe zu schärferem Eingreifen geboten hätte.

Zunächst wurden die Appells als eine die Tageseinteilung zwar unangenehm unterbrechende, sonst aber zwanglose gesellige Vereinigung aufgefaßt. Die Leute rauchten und schwatzten bei diesen „roll calls". Sie kamen, wenn es ihnen so gerade paßte. Sie riefen ihr „Hier!" bei der Namenverlesung erst auf wiederholte Aufforderung und zeigten in Haltung und Gesichtsausdruck die grenzenlose Verachtung, die sie dem menschenraubenden Inselvolk gegenüber empfanden. Nun, gleiche Gefühle beseelten ja auch die gebildeteren Gefangenen, aber ohne daß sie dies gerade in einer so herausfordernden Weise zum Ausdruck brachten.

Es war klar, daß sich der Kommandant die Unregelmäßigkeiten und schlechte Haltung bei den Appells

Digitized by Google



Einzug der „Potsdamer" in Dorchester.

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht gefallen lassen konnte, denn schließlich litt der Dienstbetrieb darunter, für den er doch verantwortlich war.

Er gab seinen Wünschen also dem Bataillon gegenüber Ausdruck und hier konnte dank der klaren Organisation durch eine eingehende Belehrung mit Leichtigkeit dafür gesorgt werden, daß das Übel behoben wurde.

Die Aufstellung eines Bataillons hatte eben den Vorteil, daß die Leute Landsleute zu Offizieren und damit verständige Mittelglieder zwischen sich und den Engländern hatten, und daß sie schließlich nur jenen und nicht den verhaßten Engländern zu parieren brauchten.

Anders lag der Fall bei den übrigen Gefangenen. Hier griff der Kommandant mehrfach mit Arreststrafen ein, denn aufsässig waren einzelne Leute. Diese vermochten nun einmal nicht einzusehen, daß sie vor den englischen Offizieren bei dem Appell und beim Abgehen der Front nicht mit „verschränkten Armen" stehen sollten.

Übrigens wurden zuweitgehende Zumutungen hinsichtlich der Haltung auch von uns zurückgewiesen.

So war es natürlich ein Unterschied, ob der Appell durch einen englischen Offizier, den Captain, oder in seiner Stellvertretung durch den einen der Dolmetscher, Mr. Rouse, abgehalten wurde.

Auch ein englischer Offizier konnte schließlich verlangen, daß sich Kriegsgefangene wenigstens einigermaßen in Haltung vor ihn hinstellten, wenn sie zu ihm gerufen wurden. Dasselbe Recht maßte sich aber auch der Dolmetscher an und da lag der Fall denn doch etwas anders.

Es wurde dem Kommandanten unsere Auffassung auseinandergesetzt und dies hatte zur Folge, daß nun

Digitized by Google

stets der Hauptmann den Appell abhielt und daß sich dieser auch stets neben den Dolmetscher stellte, wenn der irgend etwas anzusagen hatte.

Im übrigen wäre es unrecht zu behaupten, daß die Kommandantur nicht sehr nachsichtig gewesen sei.

Man erhielt überhaupt immer mehr den Eindruck:

Die War office wollte zweifellos, daß wir schikaniert werden sollten, das ging aus einer ganzen Anzahl von Anordnungen dieser Behörde zur Genüge hervor. Der ausführende Teil aber, der Colonel, war ein vornehm denkender Mensch, der sich nicht zum urteilslosen Handlanger in dem „von oben" gewünschten Sinne hergab, sondern sich soweit wie möglich bemühte, allen Schärfen die Spitze abzubrechen. Er ging auf alle berechtigten Wünsche ein und wenn seine, auf die Erfüllung von diesen hinzielenden Anträge nicht die Billigung seiner vorgesetzten Behörde fanden, so kann man ihm sicher nicht die Schuld beimessen.

Ich habe mir manchmal überlegt, wie denn wohl ein deutscher Offizier unter denselben Verhältnissen in dem einen oder anderen Fall von groben Verstößen gegen die Lagerordnung verfahren hätte und ich glaube, daß der ganz anders „dazwischengefahren" sein würde.

Der Commander hatte zweifellos das Bedürfnis, uns zufrieden zu stellen, soweit es der Lage nach möglich war, und es soll ihm hier in diesem Buch, das sonst soviel Unerfreuliches von den Engländern berichten muß, das Zeugnis ausgestellt werden, daß er seine Pflicht durchaus im vornehmsten Sinne auffaßte.

Eine sehr verständige Maßregel von ihm war auch

Digitized by Google

die, daß er dafür sorgte, daß die mit der Edinburger Gesellschaft eingebrachten Jungen nicht den ganzen lieben Tag vertrödelten. Er setzte — ob aus eigenem Antrieb oder auf Veranlassung älterer Schiffsoffiziere, ist mir nicht bekannt — einen Stundenplan für diese Gesellschaft fest und wollte, daß sie in vielen schönen Sachen, in Deutsch, Englisch, Mathematik, Navigationslehre usw. durch die im Lager befindlichen ausgezeichneten Lehrkräfte unterrichtet werden sollte. Der jungen Bande paßte es aber natürlich mehr im Lager herumzulungern, als sich mit der Wissenschaft abzuquälen. Ein Teil streikte und so mußte denn immer einer der Sergeanten die Säumigen heranholen und zu dem widrigen Dienste zwingen.

Die englischen Behörden brachten uns gegenüber demokratische Grundsätze zur Anwendung.

Sie behandelten in Verpflegung und Unterkunft alle gleich, den Schiffskapitän wie den Kohlenzieher, den Offizier wie den Mann, den Passagier I. Kajüte wie den Zwischendeckler. Im Interesse unserer Sache lag es, daß wenigstens die Offiziere als solche anerkannt wurden, was auch geschah. Dies war nicht nur für einen etwaigen Austausch wichtig, sondern es sollte auch verhütet werden, daß Offiziere und die ihren Kreisen Zuzurechnenden nicht zu niederen Arbeitsdiensten herangezogen wurden. Schließlich waren Forderungen selbstverständlich auch leichter durch eine geschlossene Körperschaft als von einzelnen durchzudrücken.

Immerhin mußten aber zunächst einzelne Herren, die Reserveoffiziere waren, zu der Ansicht bekehrt werden, daß sie nun nicht mehr Passagiere seien, sondern

Digitized by Google

sich als Offiziere des aktiven Heeres zu betrachten hätten. Der Übergang vom Passagier eines Dampfers zum kriegsgefangenen Offizier war ja auch ein recht schroffer gewesen. Zudem unterstützte der Umstand, daß ja alles bürgerliche Kleidung trug, gewiß nicht das „militärische Bewußtsein"!

Aber diese Bedenklichen, die ja auch für ihre Ansicht gute Gründe hatten, traten doch bald der allgemeinen Auffassung bei.

Wir bildeten also ein Offizierkorps, das nun geschlossen in die Erscheinung trat, auf sich im ganzen wie auf den einzelnen hielt, alles unter sich regelte, erst sich über alle Fragen einigte, bevor sie nach außen hin als „einheitlicher Beschluß" weitergetragen wurden.

Es hat wohl nachher jeder das Gefühl gehabt, daß die Zusammenfassung der einzelnen offizierlichen Elemente zu einem organischen Ganzen nur Vorteile brachte.

Ich wohnte mit noch vier, ja zeitweise sogar mit fünf Genossen in einer kleineren Stube, die von der benachbarten durch eine kleine Küche getrennt war.

Das Ganze stellte die Wohnung eines verheirateten englischen Unteroffiziers dar und nannte sich M. Q. (Mannschaftsquartier) 2.

Die Küche bildete unseren Waschraum, aber auch zugleich den Anrichteraum für unsere Stewards, da wir „6" des „Headquarters" (Hauptquartiers), wie unsere Stube genannt wurde, den Vorzug hatten, auf unserer Bude essen zu können. Die Ausstattung dieser Küche war daher notgedrungen eine solche, daß sich bei ihrem Anblick unseren deutschen, an reinliche Scheidung von Eß- und

Digitized by Google

Waschgeräten gewöhnten Hausfrauen das Haar gesträubt hätte. Ein Glück war es, daß uns das Meer trennte.

Über dem steinernen Abwaschtrog, an dem wir nacheinander oder zu zweien unsere Morgentoilette machten, standen auf mehreren Borden die Utensilien, die der gebildete Europäer zu ihr nötig hatte — also eine auserlesene Gesellschaft von allen möglichen Zahn- und Haarwassern, Kämmen, Bürsten, Rasierzeug usw. und daneben das, was wir als Handwerkszeug zum Essen gebrauchten, also die blechernen Schüsseln, „Kummen", und Eßbestecke in Gesellschaft aller möglichen Marmeladen, sogenannter Butter usw.

Der Frieden dieser einander so feindlichen Gegenstände wurde aber einmal durch meine „Müllerübungen" gestört, bei denen durch ein in den schmalen Raum nicht richtig hineingepaßtes Armrollen einige Haarwasser in Verbindung mit einigen Marmeladen heruntergefegt wurden. Sie mischten sich auf dem Boden innig miteinander und die Toggenburgerei hatte für sie ein Ende.

Einer unser Leibstewards kam dazu und schütteltte den Kopf so energisch mißbilligend, daß ich ihm beschämt ob meiner Missetat das Feld überließ.

Mir kam es dann später so vor, als ob die Marmeladen eine Zeitlang einen etwas öligen Geschmack gehabt hätten — aber es mag das auf Autosuggestion, auf einer Selbsteingebung beruhen, denn sicher hatte der Steward die Marmeladentöpfe — zum Fenster herausgeworfen!

Unser Headquarter setzte sich nun ganz eigentümlich zusammen.

Zunächst waren alle außer dem österreichischen

Digitized by Google

Baron Cz. und mir „Wüschteberger" aus der Gegend von „Stuckert". Als Baron Cz. dann später durch die kräftige Hilfe seines einflußreichen Chicagoer Schwiegervaters freigelassen wurde und zu unserem tiefsten Bedauern und seiner größten Freude in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zurückfahren konnte, wurde an seiner Stelle Dr. L. aus Panamá aus dem „Fürstenhof" in das Hauptquartier heraufgezogen, wodurch die Wüschteberger Partei nicht unerheblich gestärkt wurde. Denn auch Dr. L. war Württemberger. Von den vier Schwaben waren nun wieder eben drei, nämlich Graf B., H. und W. aus Chikago und im Laufe der Zeiten mehr oder weniger eingefleischte Amerikaner geworden.

Natürlich bewegte sich unser Gespräch auch viel in politicis. Die Parteizusammensetzung war dann gegeben. In preußischen und süddeutschen Fragen spielte ich solo, in deutschen trat Dr. L. mir bei; in rein amerikanischen Fragen wurden wir beide mit allem Lungenaufwand, den die Vereinigten Staaten zu vergeben hatten, niedergeschmettert. Wenn wir Nichtchicagoer aber zweifelten, daß in Chikago alles „the best of the world" sei, dann erhob sich ein derartiger Sturm der Entrüstung, daß die Sonne stillgestanden hätte, wenn es ihr möglich gewesen wäre, ihren alten Freund und Gönner Newton Lügen zu strafen.

Da die englische Regierung keine Bettstellen lieferte, so durften wir auf dem Fußboden schlafen.

In der ersten Zeit hatte das gewiß den Reiz der Neuheit, und man hätte sich in eine Sennhütte hineinträumen können. Als aber der Traum gar nicht aufhörte,

Digitized by Google

wurde diese Art der Unterbringung doch recht lästig empfunden. Einen praktischen Gesichtspunkt vertraten einige Handelskapitäne, die sich Holz kauften und sich dann Kojen bauten, wie sie an Bord üblich sind. Wir konnten uns als Landratten dazu nicht aufschwingen und blieben in orientalischem Stumpfsinn weiter auf dem Boden liegen, auch wenn der Bodenzug als verirrtes Mailüfterl noch so schön über unsere Nasen hinweg wehte. Als Graf B. einmal erkrankte, kam eine Änderung. Seine beiden Chicagoer Landsmänner stifteten ihm feierlich eine Bettstelle und so thronte er denn nun jetzt nächtlicherweise hoch über uns.

Die Wände waren in Ermangelung von irgendwelchen Ausschmückungsgegenständen und Schränken mit ganzen Stilleben von Kleidungsstücken, Handtüchern usw. behängt. Die Bude sah einem Trödelladen zum Verzweifeln ähnlich. Zur Zimmerausstattung war glücklicherweise frühzeitig ein Schmuckgegenstand von irgendwoher aufgetrieben worden: ein Tisch. Kein Mensch wußte, woher er kam der Fahrt, aber das war uns auch gänzlich gleichgültig. Eine gleiche Unkenntnis hinsichtlich ihrer Herkunft wiesen einige Schemel auf. Wenn es nach den Engländern gegangen wäre, hätten wir auch auf der Diele essen können. Damit war aber auch die Ausstattung erschöpft. Sie war unserem Dasein wie auf den Leib geschrieben.

Baron C. hatte nicht Unrecht, als er einmal beim Anblick eines Tischtuches äußerte, was denn das für eine „Hochstapelei" wäre. Aber mit dem Tuch hatte es eine eigene Bewandtnis. Es war nämlich der Fensterrollvor-

Digitized by Google

hang, für den unsere findigen Stewards einen würdigeren Zweck gefunden hatten, denn wozu brauchten wir einen Vorhang! Und die vielen Löcher und Flecken, die er aufwies, konnten durch geschicktes Anordnen des Geschirrs doch viel besser verdeckt werden als am Fenster!

Im allgemeinen herrschte Frieden und Zucht auf der Bude. Der Graf und ich, wir bemühten uns als Senioren wenigstens darauf zu halten.

Nur beim Aufstehen gab es meist Mord und Totschlag, weil die beiden Benjamine (im Gegensatz zur biblischen Überlieferung hatten wir zwei) die kleinen Meinungsverschiedenheiten des vorhergehenden Tages in Neckereien und dadurch hervorgerufenen Ringkämpfen zu erledigen suchten. Dann wälzten sich die beiden wie zwei richtige Ungetüme über die neutralsten Lager weg, erhielten von deren Insassen mahnende und dirigierende Püffe, bis schließlich der eine den anderen unter hatte und ihn nun echt amerikanisch fragte: „begst Du mei pahrden?"

Das Leben vollzog sich sonst mit einer wohltuenden Gleichmäßigkeit. Das Aufstehen und Waschen zog sich so etwa zwei Stunden hin. Um ½9 Uhr hatten die Stewards die Stube samt saumseligen Insassen ausgekehrt und den Tisch zum Tee gerichtet. Nach dem Tee fanden sich die Gleichgestimmten zur Gruppenbildung zusammen.

Wenn es warm war, lag alles im Liegestuhl auf dem grünen Rasen, las, spielte Schach usw. Um 12 Uhr war Appell, und daran anschließend Mittagessen. Nach diesem wurde wieder die Vormittagsbeschäftigung fortgesetzt, die um 3 Uhr durch den Kaffee unterbrochen wurde, den man aber selbst zu zahlen

Digitized by Google

hatte. Dann gab es eine Promenade oder Sportspiele. Um $5^1/_2$ Uhr gab es wieder den berühmten Tee und abends wurde Skat gekloppt. Um 10 Uhr wurden die Lichter gelöscht.

Wir und noch einige andere Stuben aßen, wie erwähnt, auf der Stube. Für alle übrigen, vor allem für die Zeltbewohner oder für die, die auf den Korridoren lagen, waren der Stall und ein kleines Meßzimmer der Eßraum. Da in diesen beiden Räumen bei weitem nicht alle Platz hatten, obgleich es sich nur um die besser Situierten handelte, wurde in zwei Folgen gegessen.

So verging ein Tag wie der andere. Nur am Sonntag brachte der Gottesdienst eine Abwechslung in das Einerlei hinein.

Die, die das Glück hatten, auf einer Stube und nicht auf dem Korridor zu wohnen, oder im Zelt zu liegen, waren im Vergleich zu den anderen göttergleich aufgehoben. Anfangs genossen es von den Potsdamern auch nur verschwindend wenige, denn alle Quartiere waren besetzt. Allmählich wurde aber mehr Platz und die Zahl der Zelte verringerte sich besonders dann, wenn stärkerer Abgang war. So wurden die Passagiere der Tubantia, die sechs Stunden nach der Kriegserklärung von dem Schiff heruntergenommen worden waren, am 1. 9. aus dem Lager entlassen. Den meisten Platz gab es nach dem Auszug der 450, die nach der Insel Man geschickt wurden.

Übel stand es aber um die am 21. 10. aus dem Lager von Edinburg Einwandernden, die alles besetzt vorfanden und in der nun schon sehr rauhen Jahreszeit in den Ställen untergebracht wurden. Sie lagen hier auf Strohsäcken auf den Steinfließen. Die Ställe waren nicht

Digitized by Google

heizbar, und wären auch Öfen aufgestellt worden, — woran die englische Regierung im übrigen gar nicht dachte — so hätte das auch nichts genutzt: die Wärme wäre im Geschwindschritt durch die Fugen und Spalten ausgezogen. Dafür zog aber der Rheumatismus unaufgefordert ein!

Auf die Beschwerde über diese geradezu unglaubliche Unterbringung und auf unsere Forderung, wenigstens die Ställe dielen zu lassen, wurde uns die Zumutung gestellt, daß die „besser Situierten“ von uns diese Dielung (sie war auf 500 Mark veranschlagt) bezahlen sollten! Das war natürlich gar nicht möglich, denn selbst bei größter Opferwilligkeit war eine derartige Summe nicht aufzutreiben. Diese Zumutung kennzeichnet im übrigen so echt den englischen Standpunkt: für euer Geld könnt ihr soviel anschaffen, wie ihr wollt. Wir hätten uns nicht gewundert, wenn verlangt worden wäre, daß wir eine neue Baracke bauen oder das Gehalt für die englischen Offiziere, den Sold für die Soldaten bezahlen sollten, und wenn man noch eine besondere Lustbarkeitssteuer für die Betrachtung der Sonnenuntergänge verlangt hätte. Wo der amerikanische Konsul die „Unterhaltungssäle“ gesehen haben will, die er in seinem in der „Times“ veröffentlichten Bericht erwähnt, wird wohl jedem ein Rätsel bleiben.

Freilich, wer an einem schönen sonnigen Herbsttage das Lager besuchte, wo alles angesichts der schönen Landschaft draußen auf dem grünen Rasen lag und sich die Sonne ins Gesicht scheinen ließ, wo die Jüngeren Fußball oder Barlauf spielten und alles einen zufriedenen Eindruck zu machen schien, der konnte leicht zu einem schiefen Urteil kommen. „Wo wir uns der Sonne

Digitized by Google

freuen, sind wir jeder Sorge los", sagt Goethe. Die Sonne vergoldet alles, auch das Elend.

Aber ich hätte einmal diesen England so wohlwollenden Kritikern gewünscht, einige Regen- und Sturmtage bei uns durchzumachen, im Stall oder Zelt zu liegen, sich mit dem Schmutz liebevoll abzufinden, und sich mit der Kost begnügen zu müssen, die die englische Regierung uns lieferte, ihr Urteil würde sich wohl etwas geändert haben!

Die englische Regierung handelte recht vorsichtig, wenn sie jede briefliche Kritik über das Lager und seine Einrichtungen und ebenso jede Aufnahme von Photographien untersagte.

Das Beweismaterial wäre erdrückend gewesen!

Was das Leben uns erträglich machte, das war das den Deutschen in die Wiege gelegte Anpassungsvermögen und der Humor, der uns, Gott sei Dank, nur selten ausging.

Die englische Regierung tat jedenfalls nichts, um uns unsere Lage zu erleichtern; sie duldete nur großmütig, daß wir es für unser Geld taten. Das ist ihr einziger Posten auf der Seite des „Habens" — dem seitenlange „Solls" gegenüberstehen. Wir, und zwar von uns eben nur der kleine Teil, der über ausreichende Geldmittel verfügte, konnten uns gewisse Behaglichkeiten verschaffen, aber für die anderen, und das war der bei weitem größte Teil, war nach jeder Richtung hin schlecht gesorgt.

Bemerkenswerterweise wurde die Behandlung besser, als man die Engländer in Deutschland festsetzte und ihnen das gleiche Schicksal zuteil wurde.

Denn nun ging es an den eigenen Leib.

Man fürchtete für jede harte Maßregel eine Gegen-

Digitized by Google

maßregel jenseits des Kanals und der Gedanke zähmte denn etwas die nackte Rücksichtslosigkeit, mit der vorher vorgegangen worden war.

Was haben wir aufgejubelt, als wir hörten, daß Deutschland nach dem schönen biblischen Grundsatz: Aug' um Aug', Zahn um Zahn verfuhr. Der Engländer muß brutal und niederziehend behandelt werden, dann bekommt er Respekt! Für zarte Rücksichten hat das engherzige und selbstsüchtige Volk kein Verständnis.

Hoffentlich werden wir aus den Ereignissen dieser Zeit für immer unsere Lehren ziehen!

Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen.
Busch.

Unter den Gefangenen befanden sich eine ganze Anzahl inaktiver Offiziere, sowie Reserve- und Landwehroffiziere und ebenso auch Offizierstellvertreter. Auch einen aktiven Offizier hatte seine nach Amerika unternommene Hochzeitsreise auf die „Potsdam" und damit nach Dorchester geführt. Alle hatten jedenfalls die Absicht gehabt, sich in Deutschland zu stellen.

Es war nun die Frage, ob die englische Regierung diese Offiziere als solche oder als Passagiere ansehen würde. Unser Standpunkt ging wie erwähnt mit verschwindenden Ausnahmen dahin, daß wir als „kriegsgefangene Offiziere" anzusehen seien. Denn unter Kriegsgefangene sind nicht nur die in der Schlacht Gefangengenommenen, sondern auch die zu verstehen, die auf der Heimreise aus dem Auslande in die Gewalt des Feindes geraten, weiterhin gehören aber nach der Wehr-

ordnung die Offiziere des Beurlaubtenstandes usw. ebenso die freiwillig eintretenden Offiziere von dem Tage an, zu dem sie einberufen sind, zur aktiven Armee. Es hatte aber eine ganze Anzahl den Einberufungsbefehl d. h. den Befehl, sich bei ausgesprochener Mobilmachung da und dort zu stellen, in der Tasche. Daß sie nicht dazu kam, weil sie von den Engländern daran gehindert wurde, hatte mit ihrer Stellung zu der Armee nichts zu tun.

Der Commander, wie schon erwähnt, die einzige wohltuende Erscheinung in diesem englischen Militarismus, teilte auch unsere Ansicht und beschied uns dementsprechend.

Nun zogen wir die Folgerungen und verlangten, daß wir in ein Offizierlager kämen, in dem jedenfalls die Verhältnisse besser als in Dorchester sein mußten.

Von der Kommandantur wurde also ein Bericht an die War office geschmiedet — und bei dem blieb es zunächst.

Es mag fraglich sein, ob unsere Ansicht im ganzen richtig war, aber für den aktiven Offizier traf sie zweifellos zu.

Die War office kapitulierte auch bei diesem, weil die Frage selbst für ein englisches Gehirn zu klar lag. Der betreffende Herr bekam also zunächst einmal Gehalt und klimperte nun uns anderen triumphierend etwas mit seinen Pfundstücken vor. (Er erhielt das halbe Gehalt des entsprechenden englischen Dienstgrades, wie es durch die Haager Konvention vorgesehen ist.)

Wutentbrannt verlangten wir andern nun auch diese Anerkennung und die Auszahlung eines „pay“.

Wieder schmiedete der Kommandant einen Bericht, mit demselben Erfolg wie den ersten. Es blieb alles beim alten. Wir bekamen kein pay — im übrigen aber blieb

Digitized by Google

auch der Aktive uns erhalten und wanderte nicht in das von ihm sehnsüchtig gewünschte Offizierlager.

Und das wiederholte sich noch ein paarmal.

Da kam nach langen Wochen eines schönen Tages eine Anfrage, ob die und die Herren — es handelte sich um fünf — im Lager seien und ob sie sich als Offiziere legitimieren könnten. Natürlich waren sie da — das konnte die War office aus den vielen ihr eingereichten Listen ja wohl wissen — und legitimiert hatten sich alle Offiziere in irgendeiner Weise.

Nun vergingen wieder einige Tage, und dann am 22. November, also nach drei Monaten, wurden wir fünf zum Kommandanten gerufen und es wurde uns erklärt, daß wir „Offiziere“ seien, daß wir Bevorzugungen genießen sollten, Gehalt und, wenn gewünscht, einen Burschen bekommen und auch „später“ in ein Offizierlager umquartieren sollten. Schön — nun waren wenigstens wir fünf also „anerkannte Offiziere“.

Wir formulierten nun unsere „Bevorzugungen“: 1. Erlaubnis, täglich gegen Parole in die Stadt gehen zu dürfen, 2. Alkoholerlaubnis, 3. Erlaubnis, bis 11 Uhr abends Licht zu brennen, 4. Lieferung von Bettwäsche, 5. abends besseres Essen, 6. unbeschränkte Erlaubnis für den Briefverkehr nach England (was für Bestellungen wichtig war), 7. vorzugsweise Aushändigung eingehender Briefe, und trugen diese Wünsche dem Kommandanten vor. Es wurde mit ihm darüber verhandelt. Der Ausgang nach Dorchester wurde gestrichen, weil der Oberst bei der aufgeregten Stimmung der Bewohnerschaft Unannehmlichkeiten für uns befürchtete. Das ließ sich hören.

Digitized by Google

Die Bettwäsche und das bessere Essen sollten wir von unserem „pay" bezahlen. Eine Neuregelung der Briefangelegenheit sei sowieso vorgesehen, meinte der Commander. Sie kam auch — aber leider nicht zum Guten: es war die Zentralisierung der Zensur in London. Im übrigen wurde uns alles bewilligt.

Jetzt klimperten also sechs von den 40 mit ihren Pfunden in der Tasche und wutschnaubend setzten sich nun die 34 anderen in Marsch nach der Kommandantur.

Wieder neue Berichte an die War office und wieder tiefes Schweigen von dieser. Nur den Alkohol bewilligte der Oberst auch den anderen „Nichtanerkannten" aus eigener Machtvollkommenheit. Die Schwierigkeit bei der „Anerkennung" schien wie bei allen englischen Dingen in der Bezahlung des „pay" zu liegen.

Wie die Sache dann weitergegangen ist und wieviel Berichte noch weiterhin an die War office über diese fehlende Anerkenntnis gegangen sind, weiß ich nicht, denn ich zog es vor, nach Deutschland zurückzukehren. Aber soweit nach den Vorgängen geurteilt werden kann, wird wohl über diesen Berichten der Krieg einmal zu Ende gehen, und dann hat das arme England sein Geld gespart.

Gern hätte ich gewußt, nach welchen Grundsätzen die War office gerade uns fünf „anerkannt" hatte. Unter diesen waren vier Reserveoffiziere und ein inaktiver Offizier. Man konnte also soviel hin- und herschieben, wie man wollte, die Rechnung stimmte nie.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß überall da, wo Menschen aus ihren Lebensgewohnheiten heraus-

Digitized by Google

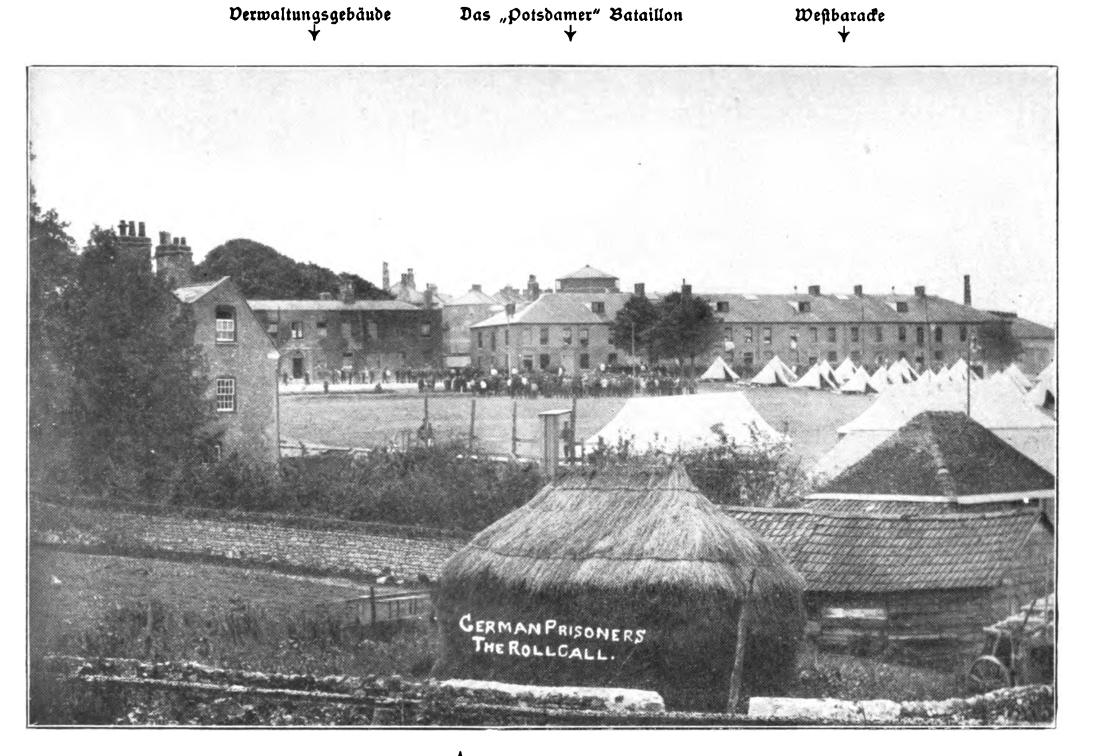
gerissen werden und sie sich willensunfrei einer ihnen nicht sympathischen Tageseinteilung unterwerfen müssen, eine Art Wahnsinn ausbricht, den der Franzose bei seinen Fremdenlegionären als „cafard“ bezeichnet, und von dem hier eine Abart als Lagerwahnsinn auftrat. Er kennzeichnet sich in seiner milderen Form etwa darin, daß ruhige und friedliche Menschen streitsüchtig und laut, also das werden, was man so einen „unangenehmen Burschen“ bezeichnet; daß bescheidene Naturen in ihren Ansprüchen weit über das Maß gehen, was sie sonst je unter „normalen Verhältnissen“ verlangen würden; daß stille Menschen und sonst nachgiebige Charaktere immer recht haben und behalten wollen — kurzum, daß sich entgegengesetzte Pole in der Gemütsverfassung des einzelnen scharf entwickeln.

Auch hier bei den Opfern englischer Seefrechheit trat dieser Zustand verschiedentlich ein.

Es herrschte bald stellenweise ein Umgangston, der sich von allen Kniggeschen Vorschriften weit entfernt hielt. Es kamen Reibereien vor, die — glücklicherweise nur vereinzelt — in Tätlichkeiten ausarteten und die nur mühsam beigelegt werden konnten, und dies wohlverstanden nicht in den Kreisen, wo eine „schlagende“ Erledigung brennender Streitfragen gang und gäbe ist, sondern in denen, wo unter anderen Verhältnissen nach Erziehung und Anschauung jede handliche Erledigung ausgeschlossen oder doch jedenfalls auf das äußerste verpönt gewesen wäre. Wenn auch derartige Cafard-Anfälle wie gesagt, nur vereinzelt auftraten, so war doch der Umstand, daß sie überhaupt vorkommen konnten, immerhin bezeichnend für die ganze Gemütsverfassung der Kriegsgefangenen.

Digitized by Google

Verwaltungsgebäude ↓ Das „Potsdamer" Bataillon ↓ Westbaracke ↓



↑ Posten

Appell der Kriegsgefangenen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Werdegang derartiger handgreiflicher gegenseitiger „Korrekturen", war, soweit sie zur Schlichtung oder zur Beurteilung vor mich als den rangältesten Offizier gelangten, fast immer der gleiche.

Einer titulierte den andern scherzweise mit Namen, die er dem weitverzweigten Tierreich entnommen hatte, wobei er allerdings schmeichelhafteren Vergleichen, wie „Guten Morgen, mein Löwe" oder „Mein Adler" sorgfältig aus dem Wege ging. Wenn der andere nun guter Laune war, so ging er auf den immerhin etwas kräftigen Scherz ein und kramte seinerseits in seinen zoologischen Kenntnissen nach, um den andern in seinem Vergleich möglichst zu überbieten. War er aber gerade nicht gelaunt, so gab er eine gereizte Antwort in einer Form, die den Scherz abwies und den Ernst herauskehrte und, wie der Berliner sagt: „fertig war die Laube".

So gab es denn genug einzurenken, wenn das manchmal überhaupt noch möglich war.

Liebenswürdige Formen zeigte dagegen der manchmal übrigens auch recht drastisch auftretende Lagerhumor. Wenn eine elende Schneiderstube in der Ostbaracke als „Fürstenhof" oder ein ähnliches schauderhaftes Quartier als „Palais royal", ein anderes mit „Sägemühle" bezeichnet wurden, wenn ferner die Zelte alle möglichen Namen erhielten, so freute sich jedermann daran.

Auf dem Hofe hatte ein Barbier als Stätte seiner einseifenden Tätigkeit ein Zelt aufgeschlagen. Er wurde natürlich zu einem „Hofbarbier". Daneben waltete unter einem Nußbaum ein Schneider seines aufbügelnden Amtes, der dann zum „Feld-, Wald- und Wiesentailor" avancierte.

Digitized by Google

Ich werde übrigens nie das komische Bild vergessen, das Baron Cz. einmal bot, als er in den in Oesterreich üblichen kurzen Unterhosen mit langen schwarzen Strümpfen, in Jacke, Weste, den Hut auf dem Kopfe, fröstelnd neben dem „Tailor" gesehen wurde, der ihm die Hosen aufbügelte. Ein Bild mannhafter Selbsthilfe bot der Baron auch, wenn er morgens auf unserer Bude seine Strümpfe stopfte. So muß Achilles ausgesehen haben, als er bei König Lykomedes Töchtern Unterricht im Stricken nahm. Es sind dies Bilder, die sich unauslöschbar dem Gedächtnis einprägen.

Bei den „Promenadenkonzerten" erregte ein rundköpfiger, rothaariger Mann dadurch Heiterkeit, daß er den sonst leider durch Abwesenheit glänzenden amerikanischen Botschafter in einem schwarzen Gehrock, dem hinten ein rotes Taschentuch herausbaumelte, mit Zylinder, den Baumwollenen in der Hand, markierte. Auch er wußte sich alle Beschwerden und Gesuche, die an ihn herantraten, in hoheitsvoller Weise mit einer erledigenden Handbewegung vom Halse zu schaffen.

Ich bin oft gefragt worden, wie wir uns denn die Zeit vertrieben hätten.

Einer der besorgten Väter, der seinen Sohn in Dorchester sitzen hatte, gab mir gegenüber seiner Befürchtung Ausdruck, daß der junge Filius in dem Lande der Engländer ganz „stumpf" werden könnte.

Ich habe ihn seiner Sorge beheben können.

Es ist nicht dem Deutschen gegeben, tatenlos und stumpf besseren Tagen entgegenzubrüten und am aller-

wenigsten nicht in einer so vielseitigen Gesellschaft, wie sie das Schicksal hier zusammengewürfelt hatte.

Im Verkehr mit den Vielen, deren Lebensgang eine Aneinanderreihung von bunten Bildern war, konnte jeder etwas an Lebensweisheit gewinnen.

Die Vergangenheit von manch einem war so abenteuerlich, daß man seinen Erzählungen mit Zweifeln begegnet haben würde, wären sie nicht von anderen einwandsfrei bestätigt worden. Es gab kaum ein Land der Erde, das nicht seinen Kenner im Lager gehabt hätte.

Das Lager glich so einem Konversationslexikon für den, der richtig nachzuschlagen verstand und der für die einzelnen Stichworte ihre lebenden Vertreter richtig herauszufinden wußte. Sei es, daß man sich über die Verhältnisse in Südafrika, über die Farmertätigkeit in Kanada, über die amerikanische Presse, über die Entwickelungsmöglichkeit der deutschen Industrie in Japan, über Schopenhauer, Darwin, Goethe oder Nietzsche oder über römisches Recht unterrichten wollte, man fand sicher jemand, der da Rede und Antwort stand.

Der Kreis der Gefangenen barg eine Fülle von Anregungen schon im Sinne des Goetheschen Wortes:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben
Und, wo ihr's packt, da ist's interessant"

Versimpeln konnte nur der Simpel und dafür kann man die Engländer nicht gut verantwortlich machen.

Dazu kam die große Menge nicht nur gleichalteriger, sondern auch gleichgestimmter Genossen, die jeder fand. Nicht nur zu Scherz und Spiel, sondern auch zu ernster Arbeit. Wie oft sah man im Zelt-

Digitized by Google

winkel, oder auf der Stube, oder auf dem Rasen zwei über einer spanischen, italienischen oder englischen Grammatik gebückt: den Lehrer und den Schüler.

Was für ausgezeichnete Vorträge bekam man zu hören. Wie belebend waren die Unterhaltungen, wenn sie sich aus dem Dunstkreis des Lagers hinaus reineren Höhen zu bewegten.

Unsere Zeit war ja durch Berufsgeschäfte nicht in Anspruch genommen, der Sorge für den kommenden Tag waren wir ledig und so konnte man auch geistig das mit Muße treiben, wozu einem sonst Zeit und Muße eben gefehlt haben würde.

Wie man körperlich bei der streng geregelten Lebensweise, bei dem Mangel an Alkohol, in eine Art von Jugendbrunnen untertauchte, so auch geistig.

Das Leben des neuzeitigen Menschen ist nervös und hastig, in ihm wechseln die Eindrücke so schnell, daß ihnen kaum die Zeit bleibt, festeren Fuß zu fassen. Der Beruf und die Anforderungen des Lebens spannen jedermann auch so an, daß er sich nach einem stillen Winkel sehnt, um einmal rückwärts schauen und sich ausruhen zu können.

Dieser stille Winkel war hier in Dorchester vorhanden.

Man war zwar gefangen, saß aber doch nicht in einer Einzelzelle, und literarischen Bedürfnissen legten die Engländer kein Hindernis in den Weg.

Es herrschte zudem ein sehr netter kameradschaftlicher und geselliger Ton in den Kreisen, die sich aus Gleichgestimmten zusammenschlossen. Gewiß kamen auch manchmal Störungen vor; sogar Störungen, die nur aus einer Art von Lagerwahnsinn erklärt werden

Digitized by Google

konnten, über den ich schon einige Andeutungen gemacht habe — aber wie wären die hier zu vermeiden gewesen, wo so viele Menschen, oft grundverschieden im Charakter, neben- und miteinander leben mußten, ohne die Möglichkeit zu haben, sich ausweichen zu können.

Wie man sich nun beschäftigte?

Die Frage wird sich jeder unschwer beantworten können, wenn er sich in unsere Lage versetzt und nun die Phantasie spielen läßt, was er selbst auf der gegebenen Grundlage getrieben hätte.

Jeder beschäftigte sich nach seinen Neigungen, soweit ihnen nicht durch die Beschränkung im Ort eine Fessel auferlegt wurde.

Ich möchte aber in ein paar Skizzen diese Seite des Lagers dem Leser etwas näher bringen.

Sie bilden kein Ganzes, geben kein zusammenhängendes Bild des Lagerlebens, ebensowenig wie ein paar Bilder von einem Land alle Fragen über dieses erschöpfen könnten. Es sind nur Ausschnitte, nach denen man sich aber ungefähr das Ganze wird konstruieren können.

Verschlafener Grieche, salbe deine Glieder
und steig geschmeidig zur Palästra nieder.
Gerhard Hauptmann.

Ein wundervoller Nachmittag im Herbste!

Im Sonnenglanz liegen Feld und Fluren, über die sich der wolkenlose Himmel ausbreitet. Weit schweift das Auge über Wiesenflächen und kleine Gehölze hin bis nach dem Höhenzug, der das Landschaftsbild in der Ferne abschließt. Rechts lugt neugierig eine kleine gotische Kapelle durch braun und rot gefärbtes Laub. Sie liegt fast

Digitized by Google

ganz unter den Bäumen versteckt, als ob sie es darauf abgesehen habe, sich der Umwelt zu entziehen.

Links am Lazarett hängt die große Flagge mit dem Genfer Kreuz still und beschaulich herunter und wartet des Abendwindes, des spielerischen Gesellen, der seine Scherze mit ihr treiben wird. Auf den Wiesen, die von hier nach dem alten römischen Kastell ansteigen, weiden einige Pferde, die ein kleiner weißer Spitz umkreist.

Vor den Baracken gehen Kriegsgefangene in Gruppen spazieren. Unter den alten Bäumen liegen andere auf ihren Stühlen und lassen sich von der Sonne das Gesicht bräunen. Sie halten den Verdauungsschlaf.

Auf der zweiten der grünen Terrassen, die von den Baracken nach Norden zu absteigen, werden die mannigfaltigsten Geschäfte getrieben.

Hier spielt ein Paar miteinander Schach. Dort haben sich drei zu einem Skat zusammengefunden. Andere liegen langausgestreckt auf ihren Liegestühlen oder auf dem Rasen und lesen oder schlafen. In einem Winkel hocken einige um einen Rhapsoden. Wieder andere schreiben Briefe.

Das Ganze atmet Ruhe und Frieden!

Da erhebt sich eine sehnige Gestalt und steigt zu der nächsten Terrasse herunter. Er bildet mit den Händen einen Schalltrichter vor dem Mund und ruft nun: B-a-a-a-r-lauf! B-a-a-a-r-lauf! Nicht lange und es hat sich schon ein zweiter und dritter eingefunden und nun tönt es mit verstärkter Gewalt: B-a-a-a-r-lauf!

Von den Spaziergängergruppen lösen sich jetzt einzelne los, an den Barackenfenstern erscheinen Köpfe

Digitized by Google

mit forschenden Augen, dort legt einer die Karten beiseite und läßt jetzt einen Kiebitz seine Theorie in die Praxis umsetzen und nicht lange, da sind 30 bis 40 jüngere Herren zum frohen Spiele versammelt.

Röcke und Westen fliegen zur Erde. Es wird eingeteilt, ein Schiedsrichter bestimmt und nun laufen die Parteien sich reizend und abschlagend über das Feld.

Zuschauer sammeln sich am Rande und es fehlt nicht an Zurufen und kritischen Bemerkungen, die aber unsere Jugend wahrlich nicht stören. Da saust ein Fußball in das laufende und schnaubende Feld hinein und stört die Zirkel.

Weiter unten auf der nächsten Terrasse, dicht vor den großen Eßzelten, hat sich eine Fußballpartie zusammengefunden und eifert nicht weniger gegeneinander, wie die Barläufer. Alles ist jetzt auf dem Felde in Bewegung, das vordem so friedlich dalag. Eine Partie folgt der anderen: „der Appetit kommt beim Essen". Es springen noch andere ein. So geht es stundenlang.

Unter den Bäumen ringen zwei Matrosen, wahre Hünen, nach allen Regeln der Kunst miteinander. Um sie hat sich ein dichter Kreis von Zuschauern gebildet. Auch vertraute Laute klingen an das Ohr: „Immer feste, Willem", „Laß dir nicht unterbuttern, Aujust!"

Da horch! ein Signal:



Die Potsdamer Leute zum Dreckappell!

so lautet der unterlegte Text; während der richtige wäre: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd."

Digitized by Google

Nun, der muß ja noch einmal blasen! Also weiter!

Langsam geht der Trompeter nach der anderen Seite des Lagers und lockt nochmals „die Potsdamer Leute“ zum Appell.

Ja Vadder dat's sihr argerlich
Indessen doch — denn helpt dat nich.

Es wird überall gestoppt und von allen Seiten zieht es den Appellplätzen zu.

„Zum Teufel ist der Spiritus, das Pflegma ist geblieben!“

Heisa, juchheisa! Dudeldum dei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Wallensteins Lager.

Es ist abends um 7 Uhr.

Draußen herrscht Sturm und Regen, wie er im November in Südengland üblich ist. Der Himmel ist grau in grau. Schwere Wolken jagen so schnell über ihn hin, als wenn die wilde Jagd im Anzug wäre.

Das Gelände um die Baracken, soweit es nicht gepflastert ist, hat sich in einen Morast umgewandelt, über den im Dunkeln einzelne Gestalten bei den Versuchen, einen stillen Ort zu gewinnen und die festesten Stellen auf ihrem Pfade ausfindig zu machen, mühsam balanzieren.

Fröstelnd stehen die Posten in den Schilderhäusern ihrer Ausfichtswarten und fluchen innerlich, daß sie die verdammten „german prisoners“ zu bewachen haben. Ab und zu stampft einer über den Bretterbelag, um sich die Füße wieder warm zu machen, und wenn ihm das Wasser von dem Mützenschirm auf die Nase tropft, hüpft er schleunigst wieder in seinen Unterschlupf.

Wir haben uns einen festen Gummimantel angezogen, Kapuze über den Kopf und gehen nun auf die

Digitized by Google

Wanderung. Aus der Verwaltungsbaracke tönt uns Musik entgegen. In einem großen Raum, dessen einzige „ärarische" — wie unsere Bundesbrüder sagen — Ausschmückung eine große schwarze Tafel, auf der allerhand mathematische Figuren gezeichnet sind, an einer Wand bildet, steht an einer anderen ein Klavier, dessen Notenbrett und Tasten durch Lichter erhellt werden, die auf den Lehnen seitlicher Stühle aufgepfropft sind. Einer der Drahtkommodenkünstler spielt eine Lisztsche Phantasie.

Bei unserm Eintritt flackern die Lichter unruhig auf und tiefe Schatten irren in dem sonst ganz im Dunkeln daliegenden Raume umher.

Der Klavierspieler sieht nicht auf. Er ist es gewohnt, Zuhörer zu haben und läßt sich durch sie nicht stören.

Wir gehen weiter, den langen, mäßig durch ein paar Gasflammen erhellten Korridor entlang, an der Dolmetscherstube, dem Zimmer des Kommandanten und an der Kasse, die alle in tiefem Dunkeln liegen, vorbei und treten an der entgegengesetzten Seite heraus, wo der kürzeste Sprung nach der Obstbaracke möglich ist.

Draußen klatscht der Regen an die Mauern und der Wind reißt uns schier die Kapuze vom Kopf. Einige Galoppsprünge und wir sind an der Baracke, an deren einer Mauer wir, durch das überhängende Dach etwas geschützt, entlang schleichen.

Rechts eine Waschküche und daneben ein Fahrzeugschuppen, von dem ein Teil abgegrenzt ist. Durch die Fenster von diesem schimmert rotes Licht. „Wahnfried" hat seine Lampions angezündet. Doch diese „Burg" werden wir noch später kennen lernen; jetzt weiter!

Digitized by Google

Wir schleichen bis an einen zur ebenen Erde liegenden Raum, einem Stall, aus dessen halb geöffneter Tür uns Musik entgegenschallt und treten hier ein.

In der Stallgasse sitzen die Musici der Lagerkapelle, die gerade mit der Wiedergabe des „Grafen von Luxemburg" beschäftigt ist.

Zu beiden Seiten „in den Pferdeständen" sind Tische aufgestellt und an den meisten wird geskatet, gebridget oder gepokert.

Lichter, auf Flaschen aufgepflanzt, geben die Tischbeleuchtung ab. Die Spieler sitzen in ihren Mänteln und Decken eingehüllt, als wenn sie in Sibirien wären.

Es ist auch empfindlich kalt im Raume, denn die Einrichtung eines Ofens gibt es in Ställen nur in den seltensten Fällen.

Dazu zieht es aus allen möglichen Luken.

Im Hintergrund brodelt in einem großen Kessel Kaffee, und geschäftig eilen die beiden Stewards umher, um die vielfachen Wünsche nach innerer Heizung zu befriedigen.

Bei einzelnen Tischen bleiben wir stehen.

Der nächste ist der Pokertisch. Um ihn sind sieben bis acht Herren versammelt, die sich nun gegenseitig „anbluffen". Geld ist auf dem Tisch nicht zu sehen, denn es wird nur mit selbstgefertigten Spielmarken bezahlt. Im übrigen ist der Einsatz so niedrig, daß sich jeder Amerikaner mit Grausen von dieser wässerigen Sache abwenden würde. Vermögen können hier nicht verloren gehen!

Es kämpfen gerade zwei erprobte Streiter miteinander, während die übrigen schon ausgeblufft sind. Wir sehen beiden in die Karten. Der eine hat ein

Digitized by Google

„Paarl", der andere zwei von der Sorte. Die Karten von beiden sind also gerade nicht berauschend schön. Der „Einpaarlige" ist aber der bessere Taktiker.

Er zieht ein Gesicht, als ob er mindestens Vierlinge hätte und bietet einen immer höheren Einsatz. Der andere, auch kein schlechter Spieler, blinzelt den Gegner verstohlen an, ob dessen Karten auch diese Unternehmungslust rechtfertigen. Er meldet „und noch vier!" der andere antwortet schlagfertig: „Und noch sechzehn". Die Papierschnitzel machen schon einen ansehnlichen Haufen aus. Da gibt der Zweipaarlige das Rennen auf, er will die sechzehn Stück nicht mehr riskieren und den anderen „anfüttern". Er wirft die Karten auf den Tisch und der Einpaarlige zieht den Gewinn ein. Bluff!

Am nächsten Tisch ist ein Plan mit allen möglichen Linien und Figuren ausgebreitet, auf denen kleine Holzschiffe marschieren, die je nach den Augen, die geworfen werden, vorwärts springen, auf Hindernisse stoßen und zurück müssen oder auch den Gegner wieder auf den Start zurückwerfen. Ein sehr beliebtes Spiel unserer Jugend. Die um den Tisch Sitzenden spielen einen Einsatz aus, die Herumstehenden wetten nach allen Regeln der Kunst mit langen und kurzen „Odds". Am nächsten Tisch ist ein homerisches Gelächter ausgebrochen. Hier wird geskatet und der Musikmeister W., der sich mehr auf Harmonien als auf die Feinheit des Skates versteht, hat gerade seinem Freund M. einen Nullouvert mit einem blanken Buben dadurch gewinnen helfen, daß er nach dem Aufdecken das As der Farbe anzog, wo eine niedrige Karte den Spieler sicher herumgebracht hätte.

Digitized by Google

Die Musik fängt gerade an, das Leiblied des Lagers „Es war in Schöneberg, im Monat Mai", „ein kleines Mädelchen — war auch dabei", zu spielen, und das ist die Rettung des arg geschmähten Musikmeisters, denn als es nun heißt, „die hat den Buben gern", da singen selbst die größten Spielratzen mit einer Begeisterung mit, als ob es keinen nassen November mit „ohne" gäbe. Rasendes Beifallklatschen und Dakaporuf.

Der Sergeant Klumpfuß, einer unserer englischen Wächter, der einen lahmen Fuß hat, aber ein ganz gemütlicher Bursche ist, steckt seinen Kopf zur Türe hinein. Er ist neugierig wie eine Wachtel und muß sehen, was da bei den „Germans" wieder einmal los ist. Er kommt hineingehumpelt und bekommt eine Zigarre in die Wange geschraubt.

Draußen ertönt ein Schuß.

Hat da ein Posten mit dem Abzug seines Gewehrs gespielt oder ist ihm die Flinte vom Gerüst gefallen oder er mit der Flinte oder hat er auf einen Geist geschossen? — Was kümmert es uns! An die Knallerei sind wir gewöhnt.

Aber wir müssen weiter und uns vom Stall trennen, wo es zwar ganz gemütlich, aber auch höllisch kalt ist.

Wir schleichen wieder die Barackenmauer entlang und treten in die letzte Tür hinein.

Zunächst stoßen wir auf die Küche, der verlockende Gerüchte entsteigen, dann treten wir in die Messe, ein niedriges Zimmer, in dem vier lange Tische aufgestellt sind, ein. An der Ecke des einen ist gerade eine kleine Gesellschaft dabei, ein üppiges Mahl einzunehmen.

Digitized by Google

Herr L. hat Geburtstag und ihm zu Ehren ist die Schlemmerei veranstaltet.

Der Tisch ist in Ermangelung eines Tafeltuchs mit weißem Papier bedeckt, auf dem zwei Gläser mit prächtigen Chrysanthemensträußen stehen. Eine alte Zigarrenkiste, von verständiger Hand so kunstvoll mit buntem Seidenpapier ausgeschmückt, daß niemand ihre niedere Abstammung erkennt, dient als Fruchtschale, auf der Birnen von erstaunlicher Größe, Äpfel und durch ihren Wohlgeschmack bekannte Trauben von den Kanalinseln ein reizendes Stilleben bilden.

Daneben prangt eine riesige Torte.

Man ist gerade beim Braten, einem Hasen, angelangt, der sich von seinem deutschen Vetter nur leider durch Mangel an Wohlgeschmack unterscheidet.

Aber was soll das Tablett dort mit den zur Hälfte mit heißem Wasser gefüllten Gläsern?

Und was hat dort der Festordner so angestrengt mit den Händen unter dem Tisch zu arbeiten, daß ihm das Blut in das Gesicht steigt? Sollte er etwa so geheimnisvoll eine geschmuggelte Whiskyflasche entkorken?

„Zitronenextrakt", meint B. grinsend auf unsere neugierige Frage. Nun, gelb sieht ja die Flüssigkeit aus, aber nach Zitronen riecht sie wirklich nicht. „Wollen Sie einmal kosten?" meint B. schmunzelnd. „Warum nicht, gern!" Prüfend wird das Glas an den Mund gesetzt. „Hm! .... delikat!" ....

Der Schluck wird immer länger und länger, so daß B. entsetzt das Glas an sich reißt. .... Es war wirklich — Limonade!

Digitized by Google

Zu neuen Taten gestärkt ziehen wir weiter.

An der Barackenecke herrscht grausige Dunkelheit, dazu pfeift der Wind und peitscht der Regen hier mit verstärkter Gewalt.

Es wäre eine Kleinigkeit, in einem solchen Wetter oder bei Nebel hier über die Mauer zu kommen, zumal der an dieser angebrachte Stacheldrahtzaun das Übersteigen mehr begünstigt als hindert. Aber wie dann weiter?

Wir nehmen wieder in sanftem Trab diese unholde Ecke und gelangen zu dem Eingang auf der nächsten Seite.

Beim Eintreten lassen sich rechts bei der Tür, die die Aufschrift „Sägemühle" trägt, Geigentöne vernehmen. v. H., ein ungarischer Offizier, übt mit einem Kameraden auf dem Lieblingsinstrument seines Volkes.

Stören wir sie nicht!

Wir klimmen die Holztreppe zum 1. Stock hinauf.

Geradeaus ist eine Einbuchtung des Korridors mit Brettern abgeschlagen und dadurch ein Wohnraum hergerichtet worden. Hier zeigt sich das typische Bild einer Lagerstube. Um den Tisch — einer Holzplatte, die auf zwei Böcke genagelt ist — wird Skat gespielt; dabei sitzt einer, der liest. Auf den Betten oder vielmehr Lagern liegen andere, die sich eifrig unterhalten, aus kurzen englischen Pfeifen qualmend.

Worüber? Natürlich über den Krieg mit einer kleinen abschweifenden Beurteilung der Lagerverhältnisse. Ueber den Krieg sind die Meinungen geteilt, wie das ja auch bei den bewährtesten Strategen vorkommen soll, desto einiger ist man im Schimpfen über England im allgemeinen und das Lager im besonderen.

Digitized by Google

Links treten wir in das M. Qu. 2 ein.

Auf dem Tisch steht ein Grammophon und gerade wird eine neue Platte mit „Caruso" aufgezogen. Die „Mannschaft" ist malerisch auf Liegestühlen, Schemeln und auf den Lagern um den Tisch gruppiert und lauscht dann andächtig dem „Lache, Bajazzo!"

Nebenan im „Hauptquartier" sitzen die bösen Buben Albert und Kurt am Tisch und spielen Piquet.

Die andere Seite hat Dr. L. mit seiner Schreibmaschine belegt. Er arbeitet unermüdlich, soweit es wenigstens die bösen Buben zulassen, an seinem Buch über Panamá. In der Ecke liegt Graf B. und ruht sich von den anstrengenden Dolmetscher- und Vermittlergeschäften des Tages aus.

Er geht früh zu Bett, ist aber auch der Erste auf.

Aber selbst im Schlaf kommt der Geplagte nicht zur Ruhe; er ist auf einen Ast gestoßen und sucht ihn nun mit aller Kraft durchzusägen. Auch hier herrschen feindliche Mächte, denen er tagsüber so oft begegnen muß.
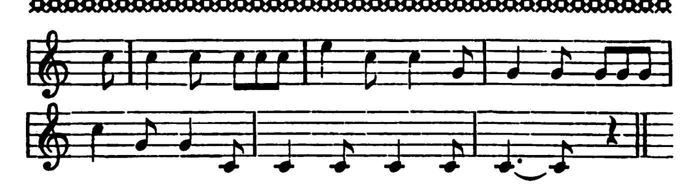
Kurt und Albert, die bösen Buben, sind unterdessen uneinig geworden und bringen ihre Streitfrage in einem Ringkampfe zur Entscheidung. Sie wälzen sich dem literarischen Gebiet des Doktors zu, der fluchend sein Manuskript vor der zu erwartenden Tintenflut und sich mit ihm in eine Ecke rettet.

Vergeblich singt draußen der Trompeter die „Schlafgehweise" in die rauhe Nacht hinein!

Ihre Töne rufen die Erinnerung an das ferne Vaterland wach.

Deutsches Kasernenleben taucht auf.

Digitized by Google



Der Kampf nähert sich dem Lager des Grafen, der inzwischen den Ast glücklich überwunden hat und nun wieder im Piano weiter sägt.

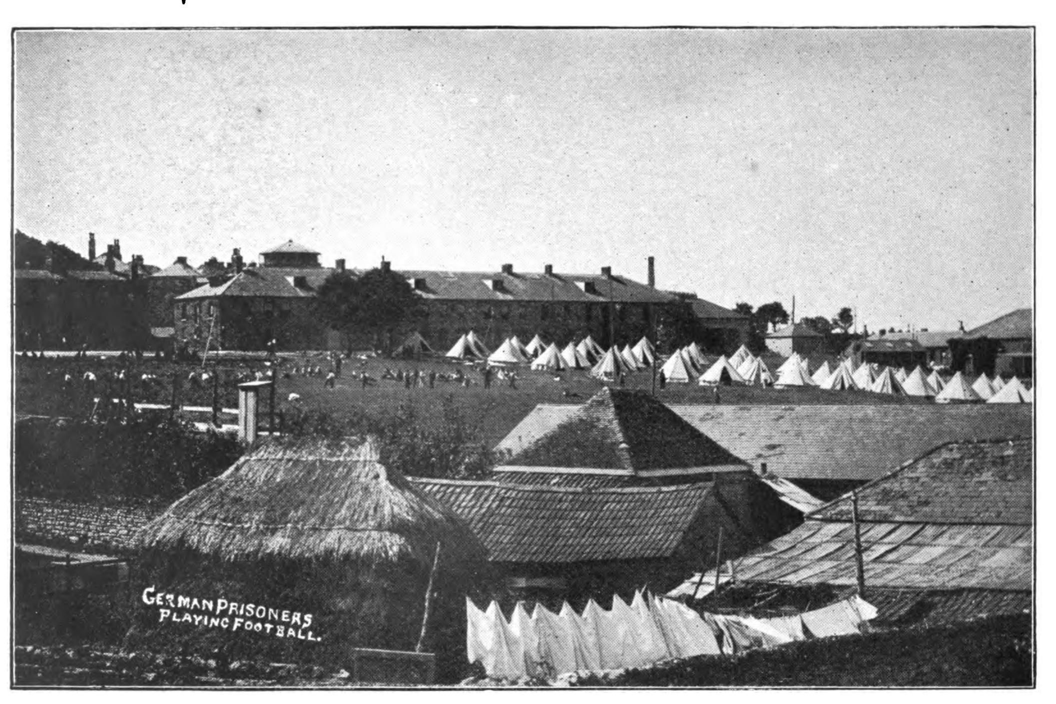
Da trifft ihn ein Tritt und versetzt ihn aus der Traumwelt in die nüchterne Wirklichkeit. Mit einem „Donnerwetter" fährt er zwischen die Streitenden. Die europäische Verwicklung ist da! — — — — da geht zum Glück die Gasflamme aus! Es ist 10 Uhr und der Gashahn wird kurzer Hand vom Quartiermeister abgedreht. Eine halbe Stunde darauf ist aus dem „Solo" des Grafen ein vielstimmiger „Gesang" geworden. An der Schwelle des Traumes hört man noch den Ruf des nahen Postens: „number six all well" — All well!

> Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, ein Mensch genannt zu werden; wer sie liebt, ist erst ein halber Mensch; wer sie aber treibt, ist ein ganzer Mensch.
>
> Goethe.

Die Engländer hatten dafür gesorgt, daß wir in unseren musikalischen Bedürfnissen nicht zu kurz kamen.

Sie hatten zwei Schiffskapellen (vom Prinz Adalbert und der Washington) „gecatcht" — und glücklicherweise mit ihren Instrumenten. Aus den zwei Kapellen wurde eine zusammengeschmiedet, die nun täglich bei gutem Wetter konzertierte. Auch die Bewohner von Dorchester schienen nicht musikunfreundlich zu sein, wenigstens fand sich die halbe

Kaserne der Highlander



Posten

Fußball!

Digitized by Google

Digitized by Google

Stadt zur Konzertzeit — meist nachmittags — auf den Wiesen ein, die westlich vom Lager zu dem alten römischen Kastell anstiegen, und lauschte den Tönen der musikalischen „Barbaren". Kein Wunder, denn die Dudelsackmusik, die sonst Dorchester zu hören bekam, konnte nicht nur Weiber zu Hyänen machen.

Uebrigens war diese Wiese zeitweise auch dicht bevölkert von Möven, wenn Sturm im Kanal war. Sie waren die zuverlässigsten Berichterstatter über das Wetter.

Zum Schlusse jeder musikalischen Aufführung gab es „Heil dir im Siegerkranz" und „Gott erhalte Franz den Kaiser", um dem patriotischen Bedürfnis gerecht zu werden.

Auch die Bewohner der Highlanderkaserne, die nur durch die Straße getrennt, sich an der südlichen Seite des Lagers erhob, nahmen regen Anteil an der Musik. Stets waren alle Fenster voll von Zuhörern.

Wir konnten eine Zeitlang feststellen, daß die Kaserne nicht belegt war, weil sich bei diesen Konzerten außer Weiblichkeit und Kindern nichts zeigte. Das wäre so der richtige Augenblick für einen Putsch gewesen.

In der Ueberwältigung der Wachen und Posten hätte kaum eine Schwierigkeit gelegen. Das war ein taktisches Kinderspiel bei den verwegenen Cowboynaturen, die unter uns waren — aber, wie dann weiter? Das Meer war nicht zu überbrücken! Es wäre ein Don Quichottestreich geworden. Nichtsdestoweniger wurden alle Möglichkeiten im Auge behalten und so gut, wie es ohne Aufsehen ging, wenigstens „theoretisch" vorbereitet. Schließlich war „bereit sein" alles, was für uns in Frage kam.

Digitized by Google

In den Kapellen gab es natürlich eine Zeitlang Mord und Totschlag, weil es eben zwei Kapellen mit zwei Dirigenten, also ebensoviel Meinungen gab. Lt. W., den sein Beruf als Theaterdirektor und Kapellmeister schon mit derartigen Schwierigkeiten vertraut gemacht hatte — nahm sich der zwiespältigen Gesellschaft an und schuf, ausstoßend und werbend, dann schließlich ein Ganzes, das sich jederzeit auch vor den verwöhntesten musikalischen Ohren hätte hören lassen können.

Im November war es nun bis auf wenige gute Tage mit dem schönen Wetter vorbei. Der Himmel nahm jetzt auch Stellung zu den europäischen Ereignissen und heulte ununterbrochen und damit wurde zwar den Konzerten im Freien ein Ziel gesetzt, aber durchaus nicht der Musik. Die Konzerte lebten abends im Stall wieder auf, wo sich alles zum Skat, Bridge und Pokern zusammenfand.

Hier wurde ein echter Berliner Sang populär: „Das war in Schöneberg im Monat Mai", den jeder Berliner kennt. Wenn die Musik diese Weise anschlug, dann sang alles mit und die verschiedenen „Reizungen" im Skat erhielten eine besondere musikalische Färbung, denn unter einem stimmungsvolleren Sang konnte wohl kein Grand herumgebracht werden. Die Musik pflegte aus begreiflichen Gründen bei diesem Sang immer einzusammeln. Wenn das Herz voll ist, dann fliegt das Geld leichter aus dem Beutel — und die Musiker kamen immer dabei auf ihre Kosten.

Dieses „Schöneberg" wurde derart zum Lagersang, daß wir beschlossen, ein Preisausschreiben für einen anderen, auf das Campleben sich beziehenden Text los-

Digitized by Google

zulassen. Als Preis wurden 50 Zigarren ausgesetzt. Aus dem Wettbewerb ging als Sieger nach ernster Prüfung durch eine ausgewählte „vox populi“ der Kapitänleutnant der Reserve C. hervor, der im bürgerlichen Leben zweiter Kapitän auf einem der großen Hapagdampfer ist. Leider war es nicht angängig, die recht gelungenen Verse umdrucken und dadurch zum Gemeingut aller werden zu lassen, weil in ihnen auf kleine Lagerunordnungen, so auf die Art der Beschaffung von Zeitungen, hingewiesen war, was die Engländer ja gerade nicht zu erfahren brauchten, auch fehlte es an irgendeiner Kopiermaschine. Hier beim musikalischen Skat haben wir auch die deutschen Siege gefeiert. Denn wurde ein solcher abends bekannt gegeben, dann spielte die Kapelle „Die Wacht am Rhein“. Alles erhob sich und sang mit.

Die Kapelle hatte auch Anteil an allen intimeren Feierlichkeiten im Lager.

Hatte irgend jemand Geburtstag, so pflegten ihm seine Freunde morgens ein Ständchen bringen zu lassen.

Das kam nicht nur dem Geburtstagskind und seinen Freunden, sondern mehr oder weniger dem ganzen Lager zu gute. Da diese Ständchen nach einem festen Satz, und zwar ganz anständig bezahlt wurden, kamen Musikanten und Zuhörer gleichmäßig auf die Kosten.

Begeisterter Verehrer der Musik war auch die Jugend, die 60 bis 70 Jungen, die im Lager waren. Wir veranstalteten für die kleine Gesellschaft ein paarmal Konzerte mit Kaffee und Kuchen und — Zigaretten —, was jubelnd aufgenommen wurde. Der Anblick der begeistert vaterländische Lieder singenden Jungen,
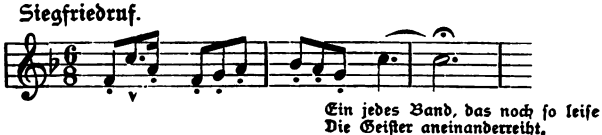
Digitized by Google

denen die helle Freude aus den Augen leuchtete, war gewiß die schönste Belohnung für die Aushecker der Idee.

In allen diesen kleinen Freuden wurden wir durch unsere Wächter nicht gestört. Sie liebten wie alle Engländer die Musik — ohne Gegenliebe.

Der Commander war sogar eine ausgesprochene musikalische Natur und dies veranlaßte diejenigen Gefangenen, die sonst „in Freiheit" die Drahtkommode zu bearbeiten pflegten, ihn um die Erlaubnis zu bitten, einen Klimperkasten aus Dorchester leihen zu dürfen. Die Genehmigung wurde gegeben und auch ein Raum zur Aufstellung zur Verfügung gestellt, der nebenbei allerdings noch allen möglichen anderen Zwecken zu dienen hatte. Neben ihm war das ärztliche Untersuchungszimmer. Aber die Musik störte glücklicherweise auch nicht den Arzt und so wurde denn nun vom Morgen bis zum Abend geklimpert.

Beethoven, Liszt, Mozart und Wagner zogen in das Lager ein!



Ein jedes Band, das noch so leise
Die Geister aneinanderreiht,
Wirkt fort in seiner stillen Weise
Für unberechenbare Zeit.
August Graf von Platen.

Dem großen Richard sollte aber auch noch eine besondere Ehrung geschehen.

Wie in der ganzen Welt, so fanden sich auch im Lager die Wagnerianer am schnellsten zusammen und hielten am dicksten zueinander. Es waren ihrer Fünfe, in denen der kühne Gedanke auftauchte, nicht nur Wagnersche

Digitized by Google

Musik besonders zu pflegen, sondern auch dem großen Meister zur Ehre eine besondere Stätte zu „bauen“.

Sie gründeten zu diesem Zwecke den Orden der „Wahnritter“, in dem, wie es bei vielen Vereinen zu gehen pflegt, nur die „Chargen“ besetzt waren.

Diese ganze Gründung war ein Zeichen, daß dem Deutschen selbst dann, wenn es ihm dreckig geht, der Humor nicht auszugehen pflegt.

Ich möchte daher auf diese musikalische Erscheinung etwas eingehen, schon in selbstsüchtiger Absicht, denn ich habe ihr nicht allzufern gestanden.

Zunächst muß ich die Ritter hier einzeln vorstellen: Jedes Ding muß eine Spitze haben und so stand denn an der Spitze der Wahnritter ein Großordensmeister mit unumschränkter Machtvollkommenheit, mit dem Beinamen „der Lord“. Er war auch das Befehlen gewöhnt, denn er hatte früher der deutschen Armee als Stabsoffizier angehört. Ihn weiter zu schildern, verbietet die dem Geschichtsschreiber auferlegte Verschwiegenheit.

Ihm würdevoll zur Seite stand der „Kanzler“, ein früherer deutscher Kavallerieoffizier, den das Geschick nach den Vereinigten Staaten hin verschlagen hatte. Er war eine Zierde des Katholizismus und da er es als schönstes Streben eines guten Christen hingestellt hatte, „Heiliger“ zu werden, so wurde er in Anbetracht seiner Verdienste um den Orden auch eines schönen Tages von diesem „heilig“ gesprochen. Ein seiner Kappe beraubter Strohhut mußte die Materie zum Heiligenschein liefern und, wenn er, mit diesem auf dem runden Kopf angetan, den Ordenssitzungen würdevoll beiwohnte,

Digitized by Google

hätte er für jeden Heiligenmaler ein ausgezeichnetes Modell abgegeben. Leider war er als Bayer ab und zu aufsässig und dann gab es kein besseres Strafmittel, als ihm zeitweise den Heiligenschein zu entziehen — was so etwa einer Versetzung in die II. Klasse des Heiligenstandes entsprach. Der „Heilige" muß übrigens bei den englischen Zensoren irgendwie Bedenken erregt haben. Er hatte einmal einen Brief unterzeichnet: „Ludwig M . . . . . . Ein Baier, früher Offizier, „Heiliger" hier. Der Brief kam aus irgendeinem Grunde zum Absender zurück. Der Zensor hatte sorgsam die beiden letzten Zeilen ausgeschnitten!

Der Schatzmeister des Ordens hatte den ehrenden Namen Megatherium (Riesenfaultier), weil er es mit Fleiß verstand, einer nur irgendwie anstrengenden Arbeit grundsätzlich aus dem Wege zu gehen, wohingegen er mit einem echt hamburgischen Spürtalent es heraus hatte, irgend welche besonderen Futterquellen aufzutun. Er war, bevor ihn sein Geschick erreichte, Beamter der Hapag und in dieser trotz seiner jungen Jahre schon zu einigen Ehren gekommen. Sein Amt war es hier, die Finanzen des Ordens zu regeln, was bei der meist herrschenden Geldlosigkeit keine Kleinigkeit war.

Der Musikmeister — in einem Wagner geweihten Orden gewiß eine gewichtige Persönlichkeit — war ursprünglich auch deutscher Offizier gewesen, bis ihm die militärische Bühne zu klein wurde und er sich der widmete, die die Welt bedeutet. Da er sonst Direktor eines deutschen Theaters in den Vereinigten Staaten war, so erhielt er den Ordensbeinamen Emanuel Striese (Raub der Sabinerinnen), womit aber weder eine Kritik seiner

Person noch der von ihm vertretenen Bühne beabsichtigt war. Kanzler und Musikmeister lebten in ständiger Fehde miteinander, und da sie beide nicht auf den Mund gefallen waren und beide einen ausgezeichneten Humor besaßen, so waren die kleinen Zungengänge eine ständige Quelle der Erheiterung für die Ritterschaft.

Dem Herold, der sich aus eigener Anschauung eine genaue Kenntnis des Chilisalpeters erworben hatte, lag es ob für die Lektüre des Ordens zu sorgen, da es nichts zu „herolden" gab.

Als Knappe wurde ein Schiffsjunge in Dienst genommen, Willi. Er zeigte in der Ordensaufmachung ein der Würde des Ordens durchaus angemessenes Bild. In der Linken trug er dann den Schild mit dem Wappen des Ordens: eine aus dem Meere aufsteigende Sonne, deren Strahlen Wolken vergoldet, in der Rechten den bändergeschmückten Stab, den er beim Eintreten jedes Ritters oder Gastes mit unnachahmlicher Würde in die Höhe hob, wobei er den Ordensgruß brüllte: „Es lebe der Wahn!"

Damit wäre die Vorstellung der Ritter- und Knappenschaft beendet. Nun mußte der Orden natürlich eine Burg haben — aber wo und wie diese schaffen?

Das Megatherium, das glücklicherweise in dieser Angelegenheit ausnahmsweise einen anerkennenswerten Eifer bekundete, wußte Rat. Es stöberte zunächst als geeignete Lokalität einen alten Fahrzeugschuppen auf — eine Baulichkeit mit schrägem Dach und einer offenen Seite. Dann suchte und fand es an verschiedenen Orten des Lagers zwei Fenster, die Gott weiß woher stammten und für die selbst Old England keine Verwendung mehr hatte.

Digitized by Google

Mit diesen und weißem Wachstuch wurde zunächst die offene Seite des Schuppens geschlossen und der „Remter" von dem übrigen Teil des Schuppens sorgsam abgetrennt.

Dann ging es an das Weißtünchen der Wände.

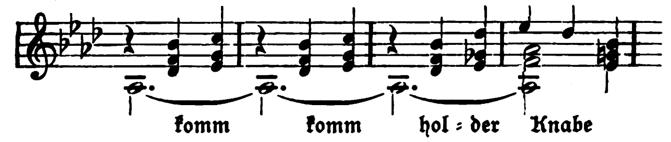
Schließlich war aus den Händen des Megatheriums etwas ganz Behagliches und Schmuckes hervorgegangen, das die Ritterschaft mit frohem Schmunzeln begrüßte.

Der Commander und die übrigen englischen Leute, die neugierig um diesen Prunkbau herumstrichen, konnten sich nicht vorstellen, was eigentlich daraus werden solle.

Aber es fehlte dem Bau noch die eigentliche — die musikalische Note.
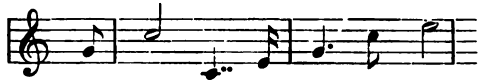
Und so wurden denn alle Wände von dem Großmeister mit entsprechenden Motiven aus Wagneropern bemalt.

Am Eingangstor — einem Vorhang aus Wachstuch — prangte der stolze Name der Burg „Wahnfried" und das Elsamotiv: „Kehr bei mir ein!" Gegenüber dem Eingange war das Motiv aus Tannhäuser: „Naht euch dem Strande" und darunter der Lockruf der Blumen-



mädchen aus Parsifal zu sehen. Dann rannte der Beschauer erst unfehlbar mit dem Kopf gegen einen Balken, der das schräge Dach schützte und der zur Versöhnung mit den Schmerzen, die er verursachte, mit reizvollen Schlingpflanzen dekoriert war. Hatte sich der Besucher von Schreck und Schmerz erholt, so schallte ihm von der Wand ein „Gott grüß euch, edle Männer von Brabant" entgegen und gleich-

zeitig fragte Titurel „mein Sohn Amfortes, bist du am Amt?“ Worauf die nächste Wand mit dem Schwertmotiv



antwortete und den Siegfriedsruf ausstieß.
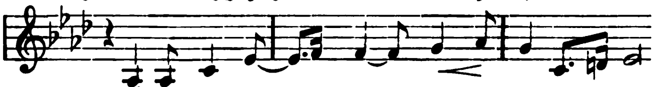
Diese Notengebilde wurden sehr reizvoll in schwarzer Farbe mit einem pipecleaner (Pfeifenreiniger, das heißt mit Wolle umsponnenes Stück Draht) in Ermangelung eines richtiggehenden Pinsels aufgetragen.

Von der Decke hingen japanische Laternen, was einen Japankenner und gern gesehenen Gast des Ordens zu der Bemerkung veranlaßte, daß Wahnfried einem japanischen Teehause zum Verwechseln ähnlich sehe.

„Prangend prahlte die Burg“ und allen gefiel sie ausnehmend. Aber sang- und klanglos wollte die Ritterschaft nicht in ihr Heim einziehen. Es mußte auch eine richtiggehende Taufe stattfinden.

Also Willi, der Knappe, zog Gala an und lud die „Lagerspitzen“: Das Heer, die Marine, Österreich-Ungarn, die Justiz, die deutsche und amerikanische Presse feierlichst zur Taufe ein, und die Kapelle wurde für den Zweck eingehend von dem Musikmeister geschult.

Am Festtage ertönten kurz vor drei Uhr, der feierlichen Stunde, in der die Taufe vollzogen werden sollte, im Lager die langgezogenen Töne eines Parsivalmotivs



Die Kapelle setzte hierauf mit dem „Einzug der Gäste auf der Wartburg“ ein.

Digitized by Google

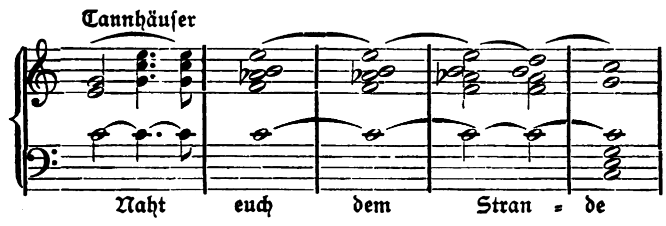
Einzeln zogen die geladenen Gäste, je einen Ritter liebevoll zur Seite (damit der Geladene nicht in den Morast fiel, der sich um Wahnfried hinzog) in „Wahnfried" ein, feierlich von dem Ordensmeister, dem Knappen und der Tücke des schon oben erwähnten Balkens begrüßt.

Der würdigste Gast, der Taufvater, seines Zeichens Oberlandesgerichtsrat, erhielt einen Thronsessel, der sich von den anderen Stühlen dadurch auszeichnete, daß er mit einer weißen Wolldecke bedeckt war.

Musikmeister Striese sprach nun einen von ihm verfaßten Prolog, dessen Verse zwar manchmal höllisch an den Knüppeldamm erinnerten, über den Pegasus den Dichterkarren gezogen hatte, der aber doch über die Veranlassung des Festes wenigstens keinen Zweifel ließ. Bei den Schlußversen:

> So wollen wir auch hier in Kriegszeiten
> Dir, Richard Wagner, einen Altar nun bereiten
> Als Wagnerdenkmal hier in Feindesland
> So seist Du „Wahnfried" nun benannt!

erhob sich der Taufvater und zerschmetterte eine Flasche Lagersekt, das heißt Selterwasser, mit elegantem Schwunge an dem eisernen Pfosten, an dem sie herunterbaumelte. Die Musik spielte das „Strandmotiv"



und — ein englisches „Wahnfried" war in der Welt.

Es nahte nun auch die hohe Geistlichkeit: der Pfarrer aus Dorchester, der aber nicht zu dem offiziellen Akt geladen worden war und nun gab es Kaffee und Kuchen — während die Musik stimmungsvolle Weisen zum besten gab.

Wiederum ertönte dann ein Motiv aus Parsifal zum Zeichen, daß die Feier zu Ende. Es wurde abgelöst durch ein anderes, weniger gern gehörtes, das die „Potsdamer" zum Appell rief. Poesie und Wirklichkeit hatten sich die Hände gereicht.

Nur einer hatte sich um die Feier gedrückt, das war Geri, der Wahnhund.

Dieser Foxterrier sollte die Weihestunde verschönen und auf sein weißes Fell ein Motiv aufgemalt erhalten. Dem Kantinenwirt, der ihn am Morgen des Festtages gekauft hatte, war er aber ausgekniffen, vielleicht weil sein bescheidenes Wesen jeder Feier abhold war. Er oder vielmehr sie — denn es war eine sehr niedliche junge Hündin — meldete sich erst am nächsten Tage zur Stelle.

Einen ausgezeichneten Wächter für die Burg besaß die Ritterschaft in einem englischen Sergeanten, den ein lahmer Fuß zum Garnisondienst verurteilt hatte.

Dem war listigerweise die Burg als „Erbschaft" versprochen worden für den Fall, daß wir aus dem Lager kommen sollten, und er wachte nun mit Argusaugen über sein künftiges Eigentum. Nun, diese Erbschaft hat er längst angetreten, denn Dorchester wurde Mitte Dezember 1914 geräumt.

Leider kamen die Insassen aber nicht, wie sie gehofft, in die goldene Freiheit, sondern in ein hölzernes

Gefängnis, nämlich auf den Dampfer Canada, nach Ryde (Isle of Wight).

Jetzt nach der Taufe hausten nun die Ritterschaft und ihre Freunde den ganzen Tag über in der Burg.

Am Eingang kündete die Inschrift eines Schildes, das die Form eines Schwans zeigte, ob der Orden „Gäste empfing" oder „geheime Sitzung" hatte. Diese fand immer nach Tisch statt. Der Knappe markierte dann den Höllenhund Cerberus jedem Unberufenen gegenüber und das war gut, sonst wäre der eine oder andere Ritter vielleicht aus dem Schnarchtakt gekommen.

Daß Wagner hier in Wahnfried besonders gepflegt wurde, braucht ja nicht erst erwähnt zu werden, denn Pflege Wagnerscher Musik waren Zweck und Inhalt des Ordens. Die immer rauher werdenden Tage bannten die Ritter schließlich auf ihre profanen Stuben und dann sah man in Wahnfried nur einsam den Knappen thronen, der den Tabak der Ritterschaft auf seine Güte hin prüfte.

So wies auch das musikalische Lagerleben seine humorvollen Seiten auf.

Wo Deutsche zusammen kommen, da ist auch der Gesang zu Hause.

Es bildete sich gleich im Anfange ein Gesangchor, der es nachher bis zu einer gewissen künstlerischen Höhe brachte und nicht nur das deutsche Lied, sondern auch klassische Musik pflegte. Ich habe selten so stimmungsvoll das die Sehnsucht nach der Heimat aufwühlende „wer hat dich, du schöner Wald" gehört, wie von dem

Digitized by Google

Gefangenenchor in Dorchester. Wie fern war uns der deutsche Wald und wie suchten wir ihn mit der Seele!

Der sehr tätige und rührige Dirigent hatte übrigens auch einen Dorchestermarsch mit Gesang komponiert, aber recht volkstümlich ist er nicht geworden, vielleicht war er zu klassisch gehalten und die breite Menge war mehr für das „Schöneberg"-Genre.

Bellum paramus dum ludere videmur.

Auch ein Kriegsspiel hatten wir, das sich von gleichartigen Veranstaltungen in der Armee schon dadurch auszeichnete, daß alle Teilnehmer mit wahrem Feuereifer bei der Sache waren. Hier waren ja irgendwelche anderen „Verabredungen", die sonst bei länger dauernden Kriegsspielen einzelnen Strategen das Feuer unter den Nägeln brennen läßt, nicht zu befürchten. Zeit hatten wir genug.

Ein bayerischer Reserveoffizier hatte nach der Phantasie einen sehr schönen Plan gezeichnet, der ein recht abwechslungsreiches Gelände darbot. Kleine rote und blaue Truppensignaturen wurden aus Pappe hergestellt und damit war im wesentlichen, zumal auch ein leidlicher Zirkel aufgetrieben wurde, das Handwerkszeug gegeben.

Ich übernahm — als durch mein Vorleben belastet — die Leitung und heckte dann einige Aufgaben aus, an denen die Führer schon etwas zu knabbern hatten.

Es kamen denn auch recht interessante Lagen heraus und manchen habe ich nicht schlecht schwitzen sehen, wenn ihm seine Kavallerie in den Sumpf hineingeworfen

Digitized by Google

wurde oder der Schrapnellregen auf seine Marschkolonne prasselte. Natürlich kamen hier auch viel „Torheiten" vor, — ganz wie bei einem richtiggehenden Spiel — auch hier attackierte Kavallerie Dörfer; aber ich möchte fast glauben, nicht viel mehr als anderswo.

Der Kriegsspielort war ein großes Lagerzelt, in dem sonst die Mannschaften bei Regen ihr Mittag essen konnten.

Eines schönen Tages guckte der Colonel in das Zelt, weil er die Menschenansammlung sah und sich ihren Grund nicht erklären konnte. Nun, er wurde nicht schlauer, denn er schickte den Sergeanten hinein, der freundlich lächelnd zusah und wahrscheinlich erst recht nicht wußte, was er mit dem Plan, den Signaturen und dem Gerede dadrum anfangen sollte. Schließlich erschien der Pfarrer von Dorchester, ob auch von der Kommandantur gesandt, das weiß ich nicht.

Ich ließ den würdigen Herrn durch Lt. W. — der mit der Geistlichkeit auf gutem Fuße stand, weil er die Choräle dirigierte und den Kirchenchor ausbildete — einladen, näher zu treten.

Es war gerade beim Abschluß eines Spieles und ich besprach daher nun kritisch die Maßnahmen der Führer. Der Pfarrer hörte mit großer Andacht zu — aber sicher verstand er nicht ein Wort der Kritik. — Er wartete dann wahrscheinlich auf „Die Wacht am Rhein" und da dieser Sang ausblieb, empfahl er sich mit dem Ausdruck herzlichsten Dankes. Ich gäbe etwas darum, wenn ich Zeuge seiner Berichterstattung über dieses neue Gebahren der Kriegsgefangenen hätte sein können.

Digitized by Google

> — es weht
> Ein Schauer vom Gewölb herab,
> Und faßt mich an!
> Ich fühl's, du schwebst um mich,
> erflehter Geist.
>
> Faust I.

Herr B., ein eifriger Spiritist, war Anordner von „seances", die abends in einer kleinen Kammer stattfanden. Wir setzten uns dabei um einen kleinen hölzernen Tisch und bildeten mit den Händen die berühmte Kette.

Nicht lange, dann fing der Tisch an zu ächzen und zu stöhnen und damit war das Zeichen zur Frage gegeben „ob er da sei?"

Dieser „er" entpuppte sich als „Onkel Wieland".

Welche Beziehungen dieser Onkel W. zu B., zu den Teilnehmern oder zu dem englischen Lager besaß — darüber verweigerte er energisch jede Antwort, so oft er auch gefragt wurde. Vielleicht war es der Astralleib eines Buren, der vordem auch einmal in den Mauern des Camps geschmachtet hatte.

Jedenfalls antwortete Onkel Wieland sehr schnell, aber gerade nicht sehr richtig (vielleicht war er auch weitläufig mit Onkel Bräsig verwandt, der seinem Freunde Hawermann auch in der Fixigkeit, aber nicht in der Richtigkeit über war) — zum mindesten traf dies bei den Fragen zu, die nach der dem Betreffenden bekannten Vergangenheit festgestellt wurden. Vielleicht hatte ihn aber auch der Lügenboden Englands angesteckt.

So dichtete er unter anderem mir zwei Mädchen an, wogegen meine beiden Jungens, denen ich es erzählte, äußerste Verwahrung einlegten.

Bei der einen Sitzung am 11. Oktober kündete Onkel Wieland, daß der Krieg im Januar zu Ende

Digitized by Google

sein, England vorher aus dem Dreiverbande ausscheiden, Japan nicht den Krieg erklären, und daß Toul und Verdun in fünf bis sechs Tagen fallen würden.

Man kann aus dieser Zusammenstellung ersehen, wie zuverlässig Onkel Wieland die Zukunft voraussah.

Uns gab er ferner die beglückende Zusicherung, daß wir in 47 Tagen nach Deutschland entlassen werden würden. Infolgedessen wurde auf einer Stube nach Art der Reservistenkalender ein Abreißkalender aufgehängt. Auf der letzten Seite stand: „Heute wird Onkel Wieland verhauen!". Die Gesellen, die ihm diesen eigenartigen Sold zudachten, wären sicherlich nicht allzuglimpflich mit ihm verfahren, wenn sie ihn nur hätten kriegen können.

Im übrigen nahm der Veranstalter der Sitzungen die Sache durchaus ernst und entfernte jeden rücksichtslos, der nicht an Onkel Wieland und seine Weissagungen glaubte oder überhaupt nur ein lauer Gläubiger war. Ob Onkel Wieland mit den Potsdamern auf die „Canada" ausgewandert ist oder weiterhin die Stätte hütet, wo er so oft mit Inbrunst gerufen wurde, darauf habe ich auf mehrfache Anfragen keine Antwort erhalten. Vielleicht wirkt er jetzt bei der War office bei der Abfassung der offiziellen Kriegsnachrichten mit!

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen,
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügel offen;
Faust II.

Am Tage der heiligen Barbara — Dank sei der Heiligen, die einen redlichen Artilleristen in seiner Not nicht verließ! — wurde mir von dem Dolmetscher

Digitized by Google



Schottische Dudelsackpfeifer mit englischen Rekruten in Dorchester.

Digitized by Google

Digitized by Google

mitgeteilt, daß telegraphischer Befehl von der War office gekommen sei, mich nach Deutschland freizulassen!

Es wird nun viele meiner freundlichen Leser interessieren, wie das gekommen ist — aber darüber muß ich mich vorläufig noch in Schweigen hüllen. Mangel an Verschwiegenheit könnte dem einen oder anderen Wohltäter unangenehm sein und dann würde sich der Dank, den ich ihnen schulde, in das Gegenteil kehren. Vielleicht findet sich später noch Gelegenheit, den Schleier von den Vorgängen zu ziehen, die schließlich zu dem für mich so erfreulichen Resultat führten.

Am liebsten hätte ich gleich den Koffer gepackt und wäre losgezogen. Aber so schnell ging das nicht.

Um die Erlaubnis von der Home office zum Verlassen des Landes zu bekommen, mußte man sich ihr mit einem Billett nach Rotterdam vorstellen. Also zunächst an Cook geschrieben und das Billett bestellt.

Ich behielt zunächst die frohe Kunde für mich.

„Die Götter droben vertragen nicht den allzuhellen Laut der Lust", wie es in Elektra heißt und ich hatte das Gefühl, als wenn alles noch so schwebte, daß die geringste Störung meine Hoffnungen vernichten könnte.

Am nächsten Tage machte die Kommandantur bekannt, daß das Lager in Dorchester in der allernächsten Zeit geräumt werden würde. Angeblich sollten die jetzigen Bewohner auf drei andere Lager verteilt werden. Es ist dem Commander als Verdienst anzuerkennen, daß er die Gefangenen gleich und gegen die Anweisung der War office von dem Schicksal, das sie erwartete, in Kenntnis setzte und es ihnen daher ermöglichte, sich

Digitized by Google

auf diese Umquartierung entsprechend vorzubereiten. Die Bewohner von Dorchester nahmen innigen Anteil an den Absichten der War office. Es muß ihnen doch zum Bewußtsein gekommen sein, daß ihnen durch die deutschen und österreichischen Barbaren mit ihren Bedürfnissen ein namhafter Verdienst in die Tasche floß. Das ging schon daraus hervor, daß sie bei der Kommandantur dahin vorstellig wurden, daß nur die „besser Situierten" in Dorchester verbleiben sollten. Dies deckte sich, wenn auch aus anderen Gründen, mit dem Wunsch dieser Gefangenen. Auch sie wirkten bei der Kommandantur auf ein weiteres Verbleiben hin. Der Commander, dessen Entgegenkommen ich schon mehrfach hervorgehoben habe, fuhr also nach London, um bei der War office sein Glück mit diesen Wünschen zu versuchen.

Während seiner Abwesenheit wurde ich nun entlassen, denn tags zuvor war das Billett für die Reise London—Folkestone—Rotterdam von Cook geschickt worden.

Nun war der Captain M., der Adjutant des Kommandanten, schon vor einiger Zeit aus dem Lager weg. Er befand sich auf dem Wege nach Ägypten, da er, wie ich schon erwähnt habe, dem Stabe des Oberkommandierenden zugeteilt worden war. Die War office hatte ihn in wohlerwogener Sparsamkeit nicht durch einen anderen Offizier ersetzt, weil er noch das Gehalt der Stelle bekam.

Es war daher an meinem Entlassungstag im Lager kein Offizier anwesend, und das bedeutete für mich einen außerordentlich günstigen Zufall, denn es war niemand da, der mir eine Verpflichtung auferlegen

Digitized by Google

konnte, mich während des Krieges neutral zu verhalten. Mit Ausnahme von den nach englischem Recht widerrechtlich festgehaltenen vier Handelsattachés bei den deutschen Konsulaten und Botschaften in Amerika, die schließlich ihre bedingungslose Freilassung durchsetzten, verließ aber niemand sonst das Lager — gleichgültig, ob er über 60 Jahre alt, ausgemustert, einarmig oder ganz blind war — der nicht zum mindesten einen Neutralitätsschein unterschrieben hatte. (Die besonderen Verpflichtungen, die den Amerikagängern auferlegt werden sollten, habe ich schon erwähnt.) So hatte auch Kapitän S. aus Bremen, der nach mir, am 11. Dezember, mit anderen älteren Herren entlassen wurde, folgendes zu unterschreiben, das ich hier im Wortlaut wiedergebe:

I hereby promise and undertake, that I will neither directly nor indirectly take any action in any way prejudicial to the safety of the British empire or to the safety of her Allies during the present war. (Hierdurch gebe ich das feierliche Versprechen ab, daß ich, sei es mittelbar oder unmittelbar, nichts unternehmen werde, wodurch die Sicherheit des Britischen Reiches oder seiner Verbündeten irgendwie beeinträchtigt werden könne.)

Wie die Entlassung übrigens vielfach nur an einem dünnen Faden hing, mag daraus ersehen werden, daß vier deutsche Kapitäne, alle über 55 Jahre, einer sogar 64 Jahre alt, und zwei Steuerleute, die alle mit dem obenerwähnten Kapitän S. zugleich entlassen werden sollten, noch im letzten Augenblick auf telegraphischen Befehl von London zurückgehalten wurden, weil ein aus England geflüchteter deutscher Handelskapitän unkluger-

Digitized by Google

weise nach irgendeinem Lager geschrieben hatte, daß er jetzt Lotsendienste täte, und weil daraufhin die War office beschlossen hatte, die aktiven Kapitäne und Steuerleute überhaupt nicht mehr auszuliefern.

Als ich nun am 8. Dezember kurz vor der Abfahrt auf die Dolmetscherstube kam, wurde mir meine „Schutzgarde“ in Gestalt eines Sergeanten vom Regiment Cornwallis vorgestellt.

Der erschien feldmarschmäßig und mit Gewehr.
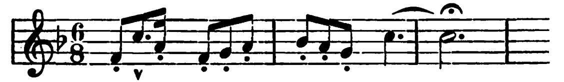
Entsetzt fragle ich den Dolmetscher, ob ich denn wie ein entsprungener Zuchthäusler, womöglich mit aufgepflanztem Seitengewehr, durch die Straßen Londons geschleift werden sollte?

Mr. Rouse lachte und erklärte, daß der Sergeant sich nur irrtümlich mit einem Gewehr bewaffnet hätte. Dieser durfte sich also „ziviler“ machen und er war sichtlich vergnügt, daß er die Donnerbüchse zu Hause lassen konnte.

Inzwischen war die Droschke und ein Gepäckwagen vor dem Tor vorgefahren. Mit Absicht hatte ich wenigstens die Stunde meiner Entlassung verschwiegen, als sich die Tatsache selbst nicht mehr hatte verheimlichen lassen.

So hatten sich denn nur die „Wahnritter“ und einige nähere Freunde am Tor eingefunden.

Ich hatte mir auch ausdrücklich die Musik verbeten, aber als sich das Tor öffnete, da schmetterte aus einer versteckten Ecke der Kornettbläser der Kapelle den „Siegfriedsruf“



heraus und durch die Torspalte konnte ich noch an den Gesichtern der Getreuen die Freude sehen, ihrem Ordens-

meister doch noch ein Schnippchen geschlagen zu haben. „Siegfrieds Ruf" begleitete mich wie ein letzter Gruß aus dem Lager bis auf den nahen Bahnhof. Hier empfahl sich bei Ankunft des Zuges der Dolmetscher und überließ mich dem Sergeanten.

Mein Reisebegleiter war ein verständiger älterer Unteroffizier, der jahrelang in Indien, Aegypten und Südwestafrika gewesen war, also schon was von der Welt gesehen hatte.

Ich weiß nicht, welches der schwerwiegendste Teil seiner Aufgabe war, mich zu bewachen, daß ich nicht etwa noch irgendeinen Seitensprung machte, oder mich zu schützen. Jedenfalls erledigte er sich seiner Aufgabe, mochte sie nun so oder so liegen, mit Takt. Er war auch ein ganz amüsanter Gesellschafter.

Behaglich ließen wir uns in einem Abteil nieder. Mein Reisegenosse vertiefte sich gleich in die Zeitungen, von denen ich einen ganzen Haufen gekauft hatte, während ich meine Blicke umherschweifen ließ, wie ein Kranker, der nach schwerer Fiebernacht zum Bewußtsein gelangt und sich nun erst wieder in die Welt hineinversetzen muß. Ein großes Plakat im Abteil zog dann den Blick auf sich: Es wurde ersucht, daß man bei Eintritt der Dunkelheit die Fenstervorhänge herunterlassen solle, damit feindliche Luftschiffe usw. keinen Angriffspunkt für eine Attacke finden könnten.

Die Angst vor den deutschen Zeppelinen beherrschte schon längst die englischen Gemüter.

In London empfing mich auf der Waterloostation Lord G. Er wunderte sich, daß ich gekommen war, denn

Digitized by Google

inzwischen hätte man den Freilassungsbefehl schon widerrufen: aus dem Grundsatz der „Reziprozität", wie er sagte. Es geht nichts über Ahnungen! Gut, daß in Dorchester zurzeit kein Offizier anwesend war.

Aber immerhin mußte noch ein besonders gütiges Geschick walten, wenn ich nicht doch noch den Rückmarsch antreten sollte, denn der Dampfer ging von Folkestone wegen der Minengefahr und der gelöschten Seezeichen anstatt nachts um 12 Uhr erst am nächsten Morgen ab, und abends sollte der Colonel wieder im Lager sein.

Ich wußte wirklich nicht, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Eigentlich betrachtete ich mich schon wieder halb als gefangen.

Auf der Viktoriastation, von wo die Züge nach Folkestone abgehen, war eine besondere Untersuchungsstelle für die entlassenen „Sträflinge" auf etwa mitgeführte Briefe von Kameraden und auf Dokumente eingerichtet. Lord G. hatte mir mitgeteilt, daß man selbst eine körperliche Untersuchung zu gewärtigen habe und fügte vielsagend hinzu, daß es leicht "Schwierigkeiten" gebe.

Vorher mußte ich mir aber jedenfalls erst in Bow Street die polizeiliche Erlaubnis als Ergänzung von der Home office holen. Hier wurde wieder ein neues Signalement von mir aufgenommen und als Novum für mich ein Abdruck meines linken Daumens dem Polizeiprotokoll beigefügt.

Man sieht, die Engländer verstehen sich ausgezeichnet auf Steckbriefe!

Getreulich schleppte mich mein Sergeant überall herum.

Er hatte eine ausgezeichnete Art, irgendwelche auftretenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Dabei fand er auch überall irgendeinen Freund, was uns zugute kam. Selbst der Inspektor der Geheimpolizei auf der Viktoriastation entpuppte sich als ein alter Bekannter von ihm.

Auf der Viktoriastation öffneten sich uns die Barrieren, deren jede von einem Geheimpolizisten bewacht wurde, vor irgendeinem „Sesam, öffne dich!". Ich brauchte mich mit meinem Gepäck und meiner Person keiner weiteren Untersuchung auszusetzen. Auch hier hatte ein guter Geist gewaltet.

Der Zug fuhr zwei Stunden später als fahrplanmäßig vorgesehen war.

Schrecklich! denn ich brannte darnach, wegzukommen!

In jedem Menschen, der auf uns zutrat, glaubte ich jemand zu sehen, der mich freundlich zur Rückkehr nach Dorchester auffordern würde. Aber es waren meist nur gute Freunde meines Sergeanten.

Endlich, endlich! setzte sich der Zug in Bewegung und um 11 Uhr kamen wir glücklich in Folkestone an. Auch hier war auf der Station ein Büro eingerichtet, von dem man sich nun wieder die Erlaubnis zum Betreten des Schiffes zu holen hatte.

Mein Sergeant wußte wieder eine besondere Tür zu finden, die uns des langen Wartens enthob.

Bei den revidierenden Beamten war von der Home office der Erlaubnisschein für mich noch nicht eingelangt.

Wieder eine Schwierigkeit, wieder schlug das Herz stärker. Aber der Polizeischein mit dem schönen Fingerabdruck

Digitized by Google



und die Versicherung des Sergeanten mußten wohl genügen. Ich bekam also die Erlaubniskarte zum Betreten des Schiffes, der „Meklenburg" von der Zeeland Steamship Company.

Bis an Bord begleitete mich mein „Schutzmann".

In dem Chief Steward des Dampfers entdeckte er natürlich wieder einen Bekannten und empfahl ihm, mir ein gutes Bett zu geben, denn ich „hätte 15 Wochen lang keins gesehen".

Mit wahrer Wollust streckte ich mich in meiner Kabine auf das schmale Bett, das — welch ein Genuß! — wirklich auch einen weißen Überzug hatte.

Wirre Träume kürzten mir die reichlich verdiente Ruhe.

Oft wachte ich auf, weil ich ein Klopfen an der Kabinentür zu hören glaubte.

Am nächsten Morgen bin ich früh wach! Wie spät? Ich knipse Licht an, es ist 5 Uhr. Also noch zwei Stunden Galgenfrist, denn vor 7 Uhr wurde niemand an Bord gelassen. Früher konnten also die Schergen nicht kommen. Ich sinke, abgespannt und ermüdet, wieder in einen tiefen Morgenschlaf.

Das dreimalige Stöhnen der Sirene weckt mich.

Ich sehe durch das kleine Kabinenfenster hinaus.

Welche Freude! Die Mauerwand des Piers taucht auf und nieder, also schon war die Verbindung mit dem Lande abgebrochen. Nicht lange und die Mauer fängt an, vor meinen Augen dahin zu gleiten. Ich ziehe mich an und gehe an Deck. Die jäh zum Meere abstürzenden Kreidefelsen Englands liegen hinter uns.

Hurra! Ich war frei!

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google